

Westfalenhütte



WERKZEITSCHRIFT

DER WESTFALENHÜTTE AG DORTMUND

8. JAHRGANG

NR. 10 · OKTOBER 1956

Titelbild:

Der Hochöfner, ein „Ritter der Arbeit“,
im Lederkoller

Nebestehend:

Stripperkran

Aus dem Inhalt:

Ventilgespräche
Die größten Brücken sind aus Stahl
Unfallverhütung
Die Kameradschaft bleibt
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
„Die Frauen müssen besser haushalten“
Hier ging es um den Haushalt
Der Kokillenmann schreibt einen Brief
Das ist ja grausig!
Unser Meinungs-Toto
... und schon stehe ich vor dem Kadi
Grundstein für den weißen Ball
Arbeit und Buch
Sie kommen zu uns
„Ich bin reichlich mißtrauisch“
„Wer will unter die Soldaten . . .?“
Der Dortmunder Ausruf
Das ist meine Meinung
Suomi
Pfahlbauten im Bodensee
Der Hüttenkieber

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 17 500.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

VENTILGESPRÄCHE



Als ich neulich neben einem unserer Ingenieure am Schreibtisch saß und wir gemeinsam ein Manuskript für unsere Werkzeitschrift durcharbeiteten, ging plötzlich im Nebenraum ein ziemliches Gepolter los. Offensichtlich krachte eine Faust mehrmals auf die Tischplatte, und die Worte, die dann folgten, waren auch nicht gerade allzu sanft und milde — von der Lautstärke ganz zu schweigen. Ich schaute mein Gegenüber fragend an. Er zuckte die Schultern: „Kollege Bernkeil platzt mal wieder!“ stellte er lakonisch fest. Ich frage: „Wieso wieder?“ Und dann kam die Geschichte ans Tageslicht:

Der Kollege Bernkeil von nebenan hat ein recht schwieriges Arbeitsgebiet im Werk. Er hat mit Fragen zu tun, die in alle Betriebe hineinreichen. Und wer die vielfältigen Verästelungen und Verfilzungen eines Organismus kennt, der, wie der unserer Hütte, aus vielen Tausenden von Mitarbeitern besteht und der sich im Laufe von Jahrzehnten gebildet hat, der weiß, daß da manche Schwierigkeiten, manche Widerstände, manche vorgefaßten Meinungen und viele eingefahrene Geleise zu überwinden sind. Kein Wunder also, daß Kollege Bernkeil es nicht so ganz einfach hat.

Trotzdem aber wollte mir dieses lakonische „er platzt mal wieder“ nicht recht in den Sinn. Der Betriebsingenieur am Schreibtisch vor mir erzählte noch ein wenig mehr. „Wissen Sie“, meint er, „der Georg Bernkeil da drüben ist einer von denen, die alles in sich hineinfressen. Er schluckt alles das, was ihm so in die Quere kommt, hinunter. Er würgt es in sich hinein. Würgt so lange, bis er randvoll ist mit Mißhelligkeiten und Schwierigkeiten und Verdächtigungen, mit Angriffen und Mißtrauen und Enttäuschungen. Und dann — dann platzt er eben. — Sobald Sie 'raus sind“, sagte der Ingenieur zu mir, „sobald Sie 'raus sind, wird er hier 'reinkommen und wird mir noch so einiges erzählen. Morgen ist's dann wieder gut. Bernkeil geht dann wieder mit seinen großen Fähigkeiten und seinem kaum erlahmenden Schwung an die Dinge heran. — Am Anfang, als er zu uns kam, hat mir das Sorgen gemacht. Inzwischen habe ich mich dran gewöhnt. Er hat's nicht so ganz einfach, der Bernkeil. Es wäre leichter, wenn er nicht solange warten würde, bis es zum Platzen kommt, wenn er früher ein Ventilgespräch führen würde...“

Das Wort „Ventilgespräch“ ging mir an diesem Tage noch

lange nach. Ich finde, es ist ein gutes Wort, weil es deutlich sagt, was es meint. Ventilgespräche sind Gespräche, in denen man einmal abläßt, sind Gespräche, bei denen man rechtzeitig den Überdruck im Innern herausläßt, ehe noch der Zeiger der Gemütsverfassung die rote Gefahrenmarke überschritten hat. Wenn man genau sein will, sind es also sozusagen sogar „Sicherheitsventilgespräche“.

Sicherheit — sehen Sie, wer so viel Überdruck innen angesammelt hat wie der Ingenieur Bernkeil, der ist seiner selbst nicht mehr ganz sicher. Er kann sich selbst nicht mehr sicher im Kartenspiel des täglichen Kämpfens um Erfolg als Trumpf einsetzen. Mangelnde Sicherheit nennen wir Unsicherheit. Und wir alle kennen doch die Augenblicke, wo wir denkbar unglücklich sind, denkbar unzufrieden mit uns selbst, eben weil wir nicht sicher und klar und fest unsere Meinung vertreten und unseren Weg gehen können.

Es gibt nun einmal Situationen, wo es einem „zum Hals heraushängt“. Wie viele Dinge spielen doch da oft zusammen: das schlechte Wetter und Tante Malchens Besuch, das miese Schulzeugnis vom ältesten und die Masern vom jüngsten, das Getuschel in der Werkstatt, von dem man nicht wußte, ob es auf einen selbst sich bezog, und die Zigarre vom Chef, weil man einen Termin vergessen hatte, das Irgendwie-nicht-weitergehen-Wollen mit einer Arbeit, die eigentlich erst gar nicht so schlimm aussah, und das Ziehen in der alten Narbe im Kreuz — und dann ist's eben mal wieder soweit. Entweder man „platzt“ in Kürze oder, wenn man das noch verhindern kann, dann wird man nervös oder reizbar, auf alle Fälle aber unproduktiv.

Manchmal kann da ein solches rechtzeitiges Ventilgespräch helfen. Wir sollten daran denken. Nicht nur dann, wenn es uns selbst so geht und wir uns ein bißchen genießen, zum Nachbarn, zum Freund oder zu einem guten Kollegen nebenan zu gehen und einfach mal eine Viertelstunde auspacken und sich allen Ärger von der Seele zu reden. Auch dann, wenn der andere zu uns kommt! Es ist gut, zu wissen, daß ein solches Gespräch dem andern helfen kann. Man muß eben dann ganz einfach zuhören können. Vielleicht das eine oder andere besänftigende Wort hineinwerfen, aber nur nicht zuviel. Es geht ja dann oft nicht um logische Argumente, sondern nur darum, daß der Überdruck hinaus muß. Durch das Ventil des Gesprächs...

DIE GRÖSSTEN BRÜCKEN SIND AUS STAHL

Mit Stahl lassen sich die verschiedenartigsten Formen von Brücken erbauen. Im wesentlichen unterscheidet man Balkenbrücken, Bogenbrücken und Hängebrücken. Bei den *Balkenbrücken* besitzt die Brücke — wie der Name sagt — die Gestalt eines über die zu überbrückende Öffnung gelegten Balkens. Es ist dies die einfachste Form einer Überbrückung, die deshalb auch zumeist verwendet wird, sofern nicht die örtlichen Bauverhältnisse gegen ihre Anwendung sprechen, eine zu große Spannweite verlangt wird oder das Landschaftsbild aus geschmacklichen Rücksichten eine andere Brückenform verlangt.

Die zahllosen kleineren Brücken über Flüsse und Bäche, Straßen, Autobahnen und Eisenbahnen sind meist als Balkenbrücken konstruiert und fügen sich unauffällig und selbstverständlich der Landschaft ein. Weniger stark belastete Balkenbrücken geringer Spannweiten werden zumeist aus einfachen Walzträgern gebildet. Wenn diese nicht mehr ausreichen, werden Träger verwendet, die aus Stahlblechen zusammengenietet oder -geschweißt sind und die Form des I-Walzträgers nachahmen oder auch einen kastenförmigen Querschnitt besitzen. Für größere Spannweiten kommen auch Fachwerkträger-Balkenbrücken in Frage, bei denen die vollen Wände der Blechträger durch Füllstäbe ersetzt sind.

Die *Bogenbrücke*, bei der das Tragwerk Bogenform besitzt, ist die älteste Ausführungsart eiserner Brücken und hat ihr Vorbild im Massivbrückenbau. Die Bogenbrücke wird nicht nur häufig aus dem Grunde gewählt, weil die Spannweite für eine Balkenkonstruktion nicht ausreicht. Manche Brückenbauer halten die Bogenbrücke für eine ideale Brückenform auch in geschmacklicher Hinsicht und ziehen sie allen anderen Brückenarten vor. Die Bogenbrücken ohne Zugband erfordern weniger Werkstoff für das stählerne Tragband als Balkenbrücken, jedoch sehr feste Fundamente. Diese Brücken kommen für die kleinsten Spannweiten bis zu solchen von über 500 Meter in Frage.

Am stärksten wird die außerordentlich hohe Zugfestigkeit des Stahls bei den

Hängebrücken ausgenutzt. Bei diesen Brücken ist die Fahrbahn an einem Hängegurt aufgehängt, der über hochgelegene Stützpunkte, Pylonen oder Türme geführt wird. Der Gurt kann die Form einer Kette oder eines Drahtkabels besitzen. Die Hängebrücken können im allgemeinen von Spannweiten über 200 m ab wirtschaftlich mit Balken- oder Bogenbrücken in Wettbewerb treten.

Vor allem aber kommen sie für die Überwindung großer Spannweiten in Frage. Die Brücke über die Bai von San Franzisko mit der bisher größten Spannweite von 1280 m ist eine Hängebrücke. Die Kabel, welche die gewaltigen Lasten solcher Hängebrücken aufnehmen müssen, erscheinen im Verhältnis zu ihnen schwach und offenbaren so recht augenscheinlich die Festigkeit des Stahls.

Es gibt in den Widerlagern verankerte und in sich selbst verankerte Hängebrücken. Bei den letzteren, deren Stützweite beschränkt ist, kann der Hängegurt an den Enden gelenkig mit Versteifungsträgern verbunden werden. Die Rheinbrücke zwischen Köln und Mülheim ist mit einer Spann-

weite von 315 m die größte bisher in Deutschland ausgeführte Hängebrücke. Die Tragkabel dieser Brücke bestehen jedes aus 37 zu einem Sechseck zusammengelegten Seilen. Jedes Kabelseil ist 550 m lang. Das Gewicht der Stahlkonstruktion betrug bei der alten, im Kriege gesprengten Ausführung der Brücke etwa 13 000 t. Bei der neuen Ausführung sind bei gleicher Spannweite nur noch 6000 t Stahl benötigt worden. Erreicht wurde diese große Werkstoffersparnis durch die Anwendung moderner Leichtbautechnik, insbesondere die Ausbildung der Brückenfahrbahn als mittragende Leichtplatte aus Stahl.

Außer den erwähnten Brückenformen gibt es noch Stahlbrücken besonderer Bauart für bestimmte Verwendungszwecke, wie Klapp-, Dreh-, Hebe- und Schiffbrücken.

Für den Brückenbau wird heute, je nach den Voraussetzungen, im Windfrischverfahren oder im Siemens-Martin-Verfahren erzeugter Stahl herangezogen. Es werden normale und hochwertige Stähle verwendet, von denen jeder sein besonderes Aufgabengebiet hat. Die hochwertigen Baustähle, die neben Kohlenstoff noch einen Legierungszusatz von Silizium, Mangan, Chrom oder Molybdän enthalten, weisen eine höhere Mindestzugfestigkeit auf als normale Baustähle. Zur Erhöhung des Widerstandes gegen Rost wird ihnen zum Teil auch etwas Kupfer beigelegt. Ihre Verwendung ermöglicht — zumal bei Brücken größerer Spannweiten — oft

Die Straßenbrücke, die den Rhein bei Neuwied-Weißenthurm überspannt, stellt eine typische, neuzeitliche Fachwerkbalkenbrücke dar. Trotz der nüchternen Sachlichkeit der Konstruktion bietet die Brücke dem Beschauer ein harmonisches Bild





Die moderne Hängebrücke über den Rhein zwischen Köln und Mülheim mit einer Spannweite von 315 m besticht durch ihre klaren Formen. Die zwischen den hohen Portalen geschwungenen Seile verleihen dem Bauwerk ein leichtes und elegantes Aussehen

erhebliche Werkstoff- und Gewichtsersparnis.

Beim Bau der Brücken werden die Walzwerkserzeugnisse, wie Träger, Stabeisen und Bleche, zu den Baugliedern oder Konstruktionselementen und diese dann zu der Brücke zusammengefügt. Zur Verbindung der Bauelemente werden für gewisse Zwecke Schrauben und Gelenkbolzen, vor allem jedoch Niete und Schweißnähte verwendet. Die Niete werden hellrot erwärmt von Hand mit Preßluftschlämmern oder, soweit der Zusammenbau von Teilen in der Stahlbauanstalt erfolgt, auch mit hydraulischen Pressen geschlagen. Das Nieten läßt sich schnell durchführen und ergibt eine sehr zuverlässige Verbindung. Beim Schweißen werden die Bauteile in plastischem oder schmelzflüssigem Zustand unter Zugabe gleichen Werkstoffes verbunden. Die Schweißung wird entweder mit Hilfe eines elektrischen Lichtbogens oder einer Sauerstoff-Gas-Schweißflamme durchgeführt. Es gibt heute auch eine Reihe von Verfahren, bei denen die Schweißung

weitgehend automatisch und mit Hilfe maschineller Vorrichtungen durchgeführt wird. Durch die Anwendung der Schweißung, die heute im Brückenbau immer mehr vordringt, lassen sich eine Verminderung des Eigengewichts und auch ästhetische Vorteile erreichen.

Die Vorzüge der Stahlbrücken ergeben sich vor allem aus den hohen und gleichbleibenden Güteeigenschaften des Stahls, besonders aus seiner Elastizität und Zähigkeit, die ihn gegenüber den bei vielen Brücken durch den heutigen starken Verkehr gegebenen dynamischen Belastungen besonders widerstandsfähig machen. Das günstige Verhältnis des Gewichtes zur Festigkeit ermöglicht es, das Eigengewicht der Stahlbrücken verhältnismäßig niedrig zu halten.

Die Stahlbrücken eignen sich für die Überbrückung von Spannweiten, bei denen andere Werkstoffe nicht in Frage kämen. Als weitere Vorteile seien die leichte Umbaumöglichkeit, Verstärkbarkeit, Bewegbarkeit, die leichte und schnelle Montage und die

Dauerhaftigkeit erwähnt. Die weitgehende Anpassungsmöglichkeit an die jeweils gegebenen Voraussetzungen fällt nicht nur in technischer und wirtschaftlicher, sondern auch in ästhetischer Hinsicht ins Gewicht. Stahl gibt dem Brückenbauer größte Freiheit der Gestaltung.

Die Bedeutung der Stahlbrücken wächst mit steigendem Verkehr, der nicht nur eine Vermehrung der Brücken erfordert, sondern die Brücken auch stärker beansprucht. Der deutsche Stahlbrückenbau hat in zahlreichen im Inland und Ausland erbauten Brücken seine hohe Leistungsfähigkeit erwiesen. Technische Fortschritte, wie die Verwendung hochwertiger Baustähle und die Anwendung der Schweißung, sind bereits entwickelt.

Es gibt wohl kaum Werke der deutschen Technik, die in der Heimat wie in aller Welt ein so eindrucksvolles Zeugnis von dem Können unserer Werkleute und Ingenieure ablegen wie die Spitzenleistungen des deutschen Stahlbrückenbaues. F. O. M.



Kampf gegen jeden Unfall!

Wie unsere Bilder andeuten, haben wir in der Hütte alle Möglichkeiten ausgenutzt, um jeden auf das „Vermeidet Unfälle — helfe Unfälle verhüten“ hinzuweisen.

Es kann zwar die erfreuliche Feststellung gemacht werden, daß die Zahl der schweren Betriebsunfälle langsam aber stetig zurückgeht, dafür nehmen aber die leichten Unfälle noch ständig zu, obwohl alle Betriebe hinsichtlich Unfallsicherheit und Arbeitsschutz beaufsichtigt werden und auch von sich aus große Anstrengungen zur Erhöhung der Sicherheit machen. Im Bundesgebiet ist im Jahre 1954 allein in der eisenschaffenden Industrie jeder siebente Arbeitnehmer von einem Unfall betroffen worden. Auf 1000 Arbeitnehmer kamen in diesem Jahre 163 Unfälle. Von 10 000 Beschäftigten erlitten fünf Beschäftigte einen tödlichen Unfall. Von je 100 000 verfahrenen Arbeitsstunden sind auf Grund der Unfälle rund 1000 Arbeitsstunden ausgefallen. Jeder Unfall hat im Durchschnitt 22 Arbeitstage Ausfall verursacht. Der Unfallzeitverlust, d. h. die Unfallausfallstunden von 100 000 verfahrenen Arbeitsstunden betrugen für 1954: 1182 Stunden.

In der eisenschaffenden Industrie liegen an der Spitze der gefährlichen Betriebe die Preß- und Hammerwerke, es folgen die Walzwerke, die Stahlwerke und die Gesenkschmieden. Hinsichtlich der tödlichen Unfälle liegen die Stahlwerke an der Spitze, gefolgt von den Hochofenbetrieben, den Preß- und Hammerwerken und den Walzwerken.

Im Jahre 1955 wurden dem Gewerbeaufsichtsamt Dortmund rund 27 000 meldepflichtige Unfälle angezeigt, davon 65 tödliche. Rund 8800 Unfälle bezogen sich auf die Eisen- und Stahlindustrie, die allein 27 tödliche Unfälle von insgesamt 65 zu verzeichnen hat. Für das Jahr 1956 sind monatlich etwa 2500 Anzeigen über gewerbliche Unfälle gezählt worden, von denen sieben bis acht jeweils tödlich verliefen. Bis August 1956 waren allein im Bereich des Gewerbeaufsichtsamtes Dortmund 61 tödliche Unfälle zu verzeichnen. Wenn man nun beobachtet, welche Ursachen für die Unfälle maßgebend sind, so muß man auch hier die für alle Gewerbebezweige zutreffende Tatsache bestätigen, daß solche Ursachen, die sich auf Mängel an Betriebs- oder maschinellen Einrichtungen beziehen, weitaus gegenüber solchen Ursachen zurückliegen, die in dem Menschen selber liegen, d. h. mangelhafte Betriebs- und Arbeitserfahrung, mangelhafte Ausbil-





dung, Unordnung, Nachlässigkeit und Nichtbeachtung von Sicherheitsbestimmungen und Arbeitsschutzausrüstungen.

Wenn man die Kosten überschlägt, welche der Eisen- und Stahlindustrie des Bundesgebietes für die im Jahre 1954 erwachsenen Unfälle entstanden sind, so errechnen sich diese zu einem Betrage von rund 50 Millionen DM. Wieviel Wohnungen hätten mit dieser Summe neu errichtet werden können?

In der gesamten gewerblichen Wirtschaft wurden im Jahre 1949 noch rund 350 Millionen DM für Unfallrenten und damit verbundene Dinge ausgegeben. Dieser Betrag ist ständig gestiegen und hat für das Jahr 1955 bereits die 800-Millionen-DM-Grenze überschritten. Für diese Summe hätte man etwa 40 000 Wohnungen bauen können.

Die wenigen Beispiele mögen erkennen lassen, welche Beträge für volkswirtschaftlich nützlichere Dinge zur Verfügung stünden, wenn es gelingt, die Unfälle auch nur um ein geringes zu senken.

Deshalb ist sicher arbeiten ein gutes Geschäft für alle. Nicht allein der Arbeitgeber und der beteiligte Arbeiter sollen von einer erhöhten Sicherheit profitieren, sondern die Allgemeinheit, das Volk als Ganzes. Mit Statistiken allein kann man nur ein unvollkommenes Bild der ungeheuren Kosten wiedergeben, die durch die Unsicherheit dem Volksganzen verursacht werden. Wenn junge, ledige Menschen tödlich verunglücken, so erwachsen den Berufsgenossenschaften nur wenige 100 DM Kosten. Aber welcher Schaden entsteht der Volkswirtschaft? Er kann im Einzelfall einen Verlust von mehr als 200 000 DM bedeuten. Liegt hierin nicht die Rechtfertigung für

unsere Anstrengungen, die Unfallziffern zu senken? Können diesen Zahlen gegenüber die geringen Kosten für die Unfallsicherheit überhaupt eine Rolle spielen? Sicherheit im Betrieb ist eine Angelegenheit, die alle angeht, den Arbeitgeber, den Unternehmer, den Arbeiter und nicht zuletzt die Arbeiterfrau.

**Noch nie
was
gehört
von
Sicherheits-
Schuhen?**



Der Tod lauert auf der Treppe

Mehr als man gemeinhin annimmt, bedrohen uns Unfälle auf den Treppen. Jährlich verunglücken während der Arbeit etwa 40 Personen tödlich durch Treppenunfälle. Die Unfallstatistik der gewerblichen Berufsgenossenschaften weist jährlich über 30 000 Treppenunfälle auf. Die Zahl der Unfälle, die sich während der Freizeit und auf den Treppen der Privathäuser ereignen, ist unbekannt.

Wie festgestellt wurde, zwingen die Ergebnisse einer größeren Anzahl von Unfalluntersuchungen zu der Schlußfolgerung, daß Treppenunfälle insbesondere durch Mängel der Treppenanlagen und durch unzumutbares Verhalten der Verletzten verursacht werden.

Eine Treppe genügt dann den Anforderungen der Sicherheit, wenn die Stufenhöhe zwischen 14 cm und 20 cm liegt und Stufenbreite und Stufenhöhe zusammen 46 cm beträgt. Die Stufenmaße dürfen sich

auf der gesamten Länge der Treppe nicht verändern, da ein Wechsel der Maße mit Sturzgefahr gleichbedeutend ist. Sturzgefahr bedeutet aber Unfallgefahr.

Aufmerksamkeit ist auch dem Treppenbelag zuzuwenden. So sind gebohrte, geölte Treppen stets gefährlich, ebenso unbefestigte Treppennatten und Läufer. Treppen müssen auch stets durch Geländer gesichert sein.

Treppen sind keine „Rennstrecken“. So mancher, der es zu eilig hat hinaufzukommen, ist eher wieder unten, als er ahnt. Treppen steigt man langsam hinauf und hinunter. Wendeltreppen begeht man zweckmäßigerweise auf der Außenseite. Mehrere Stufen auf einmal zu nehmen, ist eine üble Unsitte, die schon manchen Tag Krankenhaus, Geld und Schmerzen gekostet hat.

„Eile mit Weile“ also auch über Treppen!



In der Dunkelheit lauert der Tod

Jetzt werden die Tage wieder kürzer. Kürzere Tage bedeuten aber nicht nur weniger Tageslicht, sondern auch Nebel, Nässe, Glätte und Kälte. Da heißt es beim Überschreiten von Gleisen und in der Nähe von Gleisanlagen doppelt vorsichtig sein.

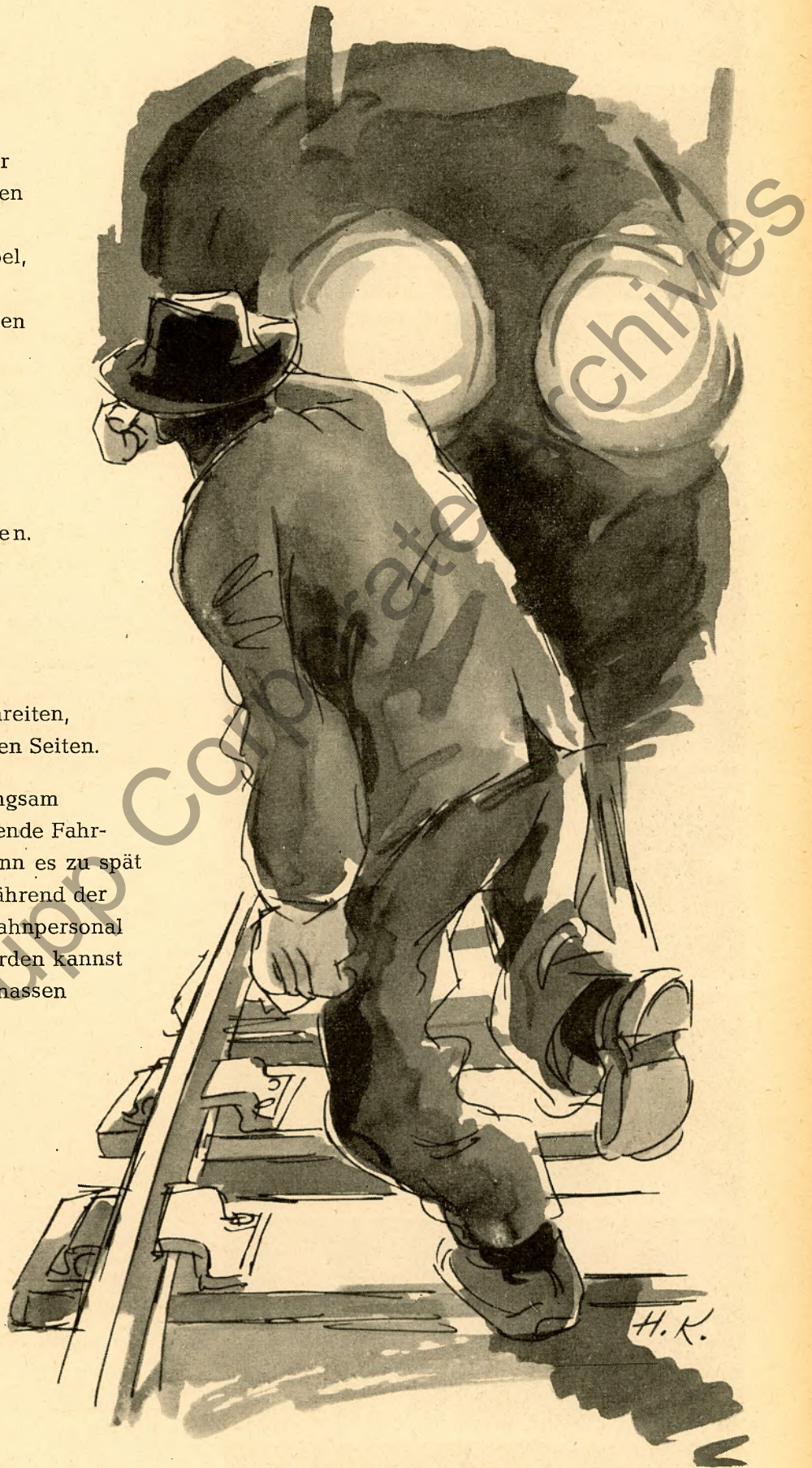
Das Eisenbahnfahrzeug ist an seine Spur gebunden. Es kann nicht ausweichen. Da es außerdem stärker ist als du, gehst du ihm besser aus dem Weg. Mach es so, wie es der Spruch sagt:

Willst du Gleise überschreiten,
so schaue erst nach beiden Seiten.

Besonders gefährlich sind langsam aus dem Dunkeln herausrollende Fahrzeuge. Du hörst sie erst, wenn es zu spät ist. Bedenke auch, daß du während der Dunkelheit u. U. vom Eisenbahnpersonal nicht rechtzeitig gesehen werden kannst und daß die Bremswege bei nassen Schienen größer werden.

Beherzige deshalb immer:

**Eigene Vorsicht –
bester Unfallschutz!**





Die Kameradschaft bleibt

Die Hütte hatte die Mitarbeiter des bisherigen Betriebes Grubenausbau und ihre Ehefrauen zu einer schönen Feierstunde eingeladen.

Arbeitsdirektor Berndsen führte u. a. aus: Die Mitarbeiter des Grubenausbau — der von der Westfalenhütte in ein anderes Werk verlagert wurde, dessen Zulieferer wir bleiben — haben sich in alter Kameradschaft zusammengefunden. Sie werden von anderen Betrieben übernommen und sicherlich dort in altgeübter Kameradschaft in eine neue Gemeinschaft hineinwachsen. Im Zuge des Auf- und Ausbaues der Hütte seien bereits vier Betriebe stillgelegt worden; der eine oder andere Betrieb werde vielleicht folgen, wie überall das Alte dem Neuen weichen müsse. Der Ausbau der Hütte diene der Steigerung der Produktivität und damit der Erleichterung der Arbeitskraft und der Sicherung der Arbeitsplätze. Früher einmal habe die Stilllegung eines Betriebes die Entlassung vieler Arbeitnehmer bedeutet — heute mühen sich Vorstand und Betriebsrat, jede Arbeitskraft zu erhalten.

Betriebsratsvorsitzender Dombowski sagte: Die Kollegen müssen sich jetzt in einen anderen Arbeitsbereich einordnen. Das bringe vielleicht gewisse Erschwernisse mit sich. Aber er sei gewiß, daß diese in alter Kameradschaft überwunden würden.

Betriebschef Klapheck gab einen Überblick über die Entwicklung des Grubenausbau, der nach dem Zusammenbruch als artfremder Betrieb geschaffen worden sei und über den einem Hüttenwerk gesteckten Rahmen hinausging. Er sprach seinen alten Mitarbeitern einen herzlichen Dank aus für die bewiesene gute Zusammenarbeit und Arbeitsleistung.

Ein schönes buntes Programm, von Kräften der Städtischen Bühnen und dem Werksorchester gestaltet, brachte viel Freude.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Arthur Block und Fritz Salmen, Maschinenabteilung Betriebswerkstatt, Stahlwerk: Durch die Änderung der Scharniere an den Kalkkübeln werden dem Thomaswerk erhebliche Reparaturkosten erspart.

Gustav Schacht, Elektrotechnische Abteilung: Die auf Grund seines Vorschlages geänderte Bremssteuerung am Aufzug des Hochofens I ist eingebaut worden und hat sich bis jetzt gut bewährt.

Heinz Tegethoff, Maschinenabteilung Technisches Büro: Die Winden an den Umsteuerklappen der SM-Öfen, die mehrmals in der Stunde umgesteuert werden müssen, sind bisher stets eine große Gefahrenquelle gewesen. Bei dem großen Gewicht der Klappe passierte es schon mal, daß der Mann die Kurbel nicht mehr halten konnte und diese sich dann mit großer Geschwindigkeit drehte. Durch die von Tegethoff eingebaute Sperre ist diese Gefahrenquelle beseitigt worden. Ebenso werden die früher infolge des harten Aufschlagens der Klappe manchmal eingetretenen Sachschäden vermieden.

Karl-Heinz Wolter, Elektrotechnische Abteilung: Durch die auf seine Veranlassung durchgeführte Verbesserung an dem dicken Meßgerät sind die Messungen an den Blechen jetzt wesentlich genauer geworden. Dies ist besonders wichtig, um die Reklamationen möglichst kleinzuhalten.

Leo Wittling, SM-Stahlwerk: Beim Flickern der Martinöfen tragen die Leute Schutzkleidung, um gegen die dabei auftretende starke Hitze geschützt zu sein. Es hat sich aber gezeigt, daß trotz dieser Schutzkleidung die Hitze nur für wenige Minuten auszuhalten ist. Das von Wittling vorgeschlagene Schutzgestell scheint die einzige Lösung zu sein, die Arbeiten an den heißen Öfen einwandfrei ausführen zu können, ohne die dort arbeitenden Leute zu gefährden.

Karl Bublies, Maschinenabteilung: Durch die verstellbare Schrottpaketzange wird das Entfernen der verschieden groß anfallenden Schrottpakete aus der Schrottpresse vereinfacht, so daß ein schnelleres Arbeiten dieser wichtigen Presse ermöglicht wird. Außerdem werden die Unfallgefahren, die bei den bisherigen Ar-

Jubilare Oktober 1956

40

SCHWENTZEK, WALTER

Drahtverfeinerung

ZOLONDEK, JOSEF

Maschinenabteilung

KREUZNER, MAX

Lehrwerkstatt

DIEKHANS, KONRAD

Allgem. Fahrbetrieb

SCHMEERBERG, FRANZ

Verfrachtung

SCHERER, PAUL

Betriebswirtschaft

25

ZIMMERMANN, PETER

Kaltwalzwerk

LEHMANN, WILHELM

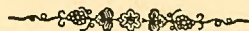
Eisenbahnbetrieb

SCHULZE, MAX

Verkauf

KOWALCZYK, PAUL

Verfrachtung



Verdienstvolle Mitarbeiter

beiten mit Ketten und Drahtseilen bestanden, weitgehend verhindert.

Wilhelm Dierkes, Thomaswerk: Durch die Umänderung der Abschlacköffnung am Mischer wird nach Meinung des Betriebes, der den Vorschlag für sehr gut hält, ein vorzeitiges Absetzen des Mischers vermieden werden können.

Otto Meinberg, Maschinenabteilung Hochofen: Durch das Umsetzen der Säulen an der Granulieriemühle werden die Reparaturzeiten an dieser Mühle wesentlich abgekürzt. Es wird allerdings für diese Zeit ein Dampfkran benötigt, der dreifach so hohe Kosten verursacht, als durch die Herabsetzung der Arbeitszeit erspart werden. Trotzdem ist es für den Betrieb von Vorteil, daß die Störungszeiten abgekürzt werden.

Herbert Kalle und Rolf Köhler, Elektrotechnische Abteilung: Sie haben sich sehr viel Mühe gegeben und durch zahlreiche Messungen versucht, die Fehlerquellen, welche die Erdüberschläge an der Hubschaltung Type NZSK 100/7r verursachen, zu finden. Die gefundenen Fehler werden beseitigt, so daß mit einer Verminderung der Störungen zu rechnen ist.

Martin Kraft und Sigmund Rospenda, Elektrotechnische Abteilung: Auf ihren Vorschlag werden die Eisengeländer auf der Anlaßbühne im Maschinenhaus Drahtwerk gegen Holzgeländer ausgewechselt, so daß eine Gefährdung der Monteure durch den elektrischen Strom an dieser Stelle vermindert wird. Andererseits ist es allerdings nicht zulässig, wie in dem Vorschlag erwähnt, einen Anlasser auszubauen, solange die danebenstehenden Anlasser noch unter Spannung sind. Die Aufteilung des Geländers in vier Abschnitte bringt außerdem den Vorteil, daß eine Absturzgefahr weitgehend ausgeschaltet wird.

Horst Wehner, Halbzeugstraße: Nach Ausführung seiner Vorschläge — Vorstoß Warmbett 4, abgehobelte Rollgangplatten und Zwischenstück Warmbett 4 — ist der Materialfluß über das Warmbett 4 einfacher geworden, so daß ein Hängenbleiben der Knüppel zum größten Teil vermieden werden kann. Es ist erfreulich, daß Wehner mit seinen 18 Jahren bereits so viel Interesse für einen reibungslosen Betriebsablauf zeigt.

Man sollte eigentlich . . .

Unser Leben ist wie ein Eisberg. Ein Siebtel schwimmt über dem Wasser, das ist die Wirklichkeit unseres Alltags. — Sechs Siebtel schwimmen unsichtbar unter Wasser, das sind die Möglichkeiten — die ungenutzten, verpaßten, ungelebten Möglichkeiten.

Diese Möglichkeiten sind zwar unwirklich, aber doch sind sie da. Sie bestimmen unsere Wünsche. Sie erinnern uns daran, daß wir unseren Tag auch anders verleben könnten, als wir es tun. „Man sollte eigentlich . . .“ sagen die Menschen, wenn sie von den ungelebten Möglichkeiten sprechen. Man sollte sich eigentlich nicht so viel ärgern und viel mehr an das denken, was Freude bereitet. Man sollte sich eigentlich Zeit nehmen, ein Buch zu lesen. Man sollte eigentlich viel netter sein zu den andern. Die haben's ja auch nicht leicht.

Man sollte eigentlich irgendetwas Neues lernen. Eine Sprache, ein Instrument, eine kleine handwerkliche Fertigkeit.

Man sollte eigentlich die vielen Dinge erledigen, die schon seit Jahren getan werden müssen.

Man sollte sich eigentlich damit abfinden, daß es immer andere gibt, die viel mehr haben als wir.

Man sollte eigentlich seine ganze Kraft darauf verwenden, glücklich, und nichts anderes als glücklich zu sein.

„Man sollte eigentlich . . .“ sagen die Menschen, aber was tun sie? Sie tun das, was sie schon immer tun. Sie ärgern sich, lernen nichts Neues hinzu, sie machen verkiffene, unglückliche Gesichter, sie wollen das Geld reicher Leute haben, und sie vergessen darüber völlig . . . zu leben, glücklich zu leben.

Dabei wäre es gar nicht schwer, alles anders zu machen: Nur heißt der Zauberspruch nicht „Man sollte eigentlich . . .“, sondern „Ich fange heute an!“ Jeder sollte sich diesen Spruch ins Notizbuch schreiben. Vorn auf der ersten Seite.

Schreiben Sie gute Briefe?

Ein Weg, anderen unsere Gedanken mitzuteilen, ist, sie „zu Papier“ zu bringen. Der Brief ist heute weder aus dem Privatleben noch aus dem Geschäftsbetrieb wegzudenken. So ist es nicht weiter verwunderlich, wenn sich mit der Zeit eine gewisse „Technik“ des Briefschreibens herausgebildet hat, mit dem Zweck, dem anderen in der klarsten und für ihn ansprechendsten Form das mitzuteilen, was ihn interessiert. Dabei ist es interessant, die Ratschläge eines Fachmannes auf diesem Gebiet, wie sie die Monatschrift DAS BESTE aus READER'S DIGEST in ihrer Novemberausgabe bringt, zu lesen. Er stellt unter anderem folgende Grundsätze auf, die einen guten Briefstil ausmachen:

Denke an die Probleme deines Lesers und nicht an deine eigenen. So sollte der Bewerber um einen Posten in seiner schriftlichen Bewerbung der Versuchung widerstehen, ausschließlich von sich selbst, seinen Zielen, seinen Wünschen zu reden. Der künftige Arbeitgeber interessiert sich

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Gespaltene Wirklichkeit

Wer sich über die Zukunft der industriellen Gesellschaft in den freien Staaten des Westens Gedanken macht, weiß, daß die eigentliche Entscheidung in den Betrieben fallen wird. Hier erleben Millionen täglich ihre Rückverwandlung von Verbrauchern — die sie „im Zivilleben“ sind — zu Arbeitern und Angestellten — die sie „im Dienste“ sind. Für Heinrich Schulze ist plötzlich nicht mehr das warengefüllte Schaufenster, sondern die Arbeit an der Maschine die Wirklichkeit, mit der er sich auseinandersetzen muß. Die freundliche Stimme der Verkäuferin oder die werbende Verbeugung des Geschäftsführers verwandeln sich in die Anordnungen des Vorgesetzten. „König Kunde“ muß den Purpurmantel im Betrieb gegen den blauen Arbeitskittel vertauschen.

Es braucht uns nicht zu überraschen, daß dieser Verwandlungsprozeß dem Selbstbewußtsein der Arbeitnehmer wenig zuträglich ist. Schließlich ist der normale Durchschnittsmensch ein schlechter Verwandlungskünstler. Er leidet darunter, wenn ihm die Wirklichkeit an seinem Arbeitsplatz ein anderes Gesicht zeigt als im bürgerlichen Leben.

Was läßt sich dagegen tun?

Es ist sicher zu begrüßen, wenn ein aufgeschlossenes Unternehmen — wenn vor allem ein Mitbestimmungsbetrieb — Mitarbeitern ein vernünftiges Sozialprogramm präsentiert. Wenn es nicht unter- und nicht übertrieben wird, gehört es zu den Grundlagen, um gesunde Arbeitsbedingungen zu schaffen. Die seelische Einstellung unserer Mitarbeiter aber wird davon kaum berührt. An diesem Punkt sollte unser Denken neu ansetzen. Es geht in den Betrieben heute nicht mehr um einen Sozialkomfort; es geht vielmehr darum, die überstrapazierte Parole „vom Arbeiter zum Mitarbeiter“ einzulösen. Eine gesellschaftliche Ordnung, die von den Massen der Industriearbeiter nicht anerkannt wird, kann sich heute nicht mehr halten. Die Amerikaner wissen das. Und so wenden sie erhebliche Mittel auf, Menschen heranzubilden und zu erziehen, die den Geist der bürgerlichen Freiheiten, für die sie gekämpft haben, auf die Führung industrieller Unternehmen übertragen.

Denken wir an die Automation!

Ihre gesellschaftlichen Auswirkungen sind so ungeheuer, daß von einer neuen „industriellen Revolution“ gesprochen wird. Wenn sich in der Technik so grundlegende Änderungen vollziehen, dann brauchen wir auch im Betrieb neue Ordnungsformen. Das Betriebsverfassungsgesetz bietet uns Ansatzpunkte. Ausreichend für die Reform unserer Betriebsorganisation ist es nicht. Das kann nur eine Ordnung sein, die über den Betriebsrat hinaus die Arbeiter und Angestellten in allen Betrieben und Abteilungen stärker beteiligt. Die auf uns zukommende Frage ist: Sind wir für die neue industrielle Revolution real und ideell gerüstet? Oder wird sich der moralische Katzenjammer, den uns auf militärischem Gebiet die Atombombe bereitet, bei der Automation in der Industrie wiederholen?

Kaufkraft ist der Schlüssel zur Produktivität . . .

Die erste Studienreise von Gewerkschaftsvertretern der Montanunion in den USA, über die jetzt ein genauer Bericht vorliegt, befaßte sich mit Anpassungsmaßnahmen und der Vollbeschäftigung. Die Studienteilnehmer haben bemerkenswerte Schlußfolgerungen gezogen, die zur weiteren Integration der europäischen Staaten beitragen sollten. Hier das Ergebnis der Reise:

In einer so stark vom Liberalismus geprägten Gesellschaftsordnung wie der amerikanischen empfindet man eine staatliche Behörde, die notwendige Planungen für die Zukunft trifft und unerläßliche Maßnahmen empfiehlt, fördert oder ausführt, als selbstverständlich. Vollbeschäftigung und volle Ausnutzung der technischen Möglichkeiten zusammen, so die zweite Erkenntnis, ergeben die hohe Produktivität in den USA. Voraussetzungen für die beste technische und wirtschaftliche Verwendung der Produktionsmöglichkeiten sind: Die Nachfrage muß dem Angebot entsprechen. Deshalb sollen die Löhne so hoch sein, daß die Kaufkraft der Arbeitnehmer im Verhältnis zum Bedarf und zum Absatzmarkt der produzierten Güter steht. Auf dem Markt muß Wettbewerb herrschen, der von Behörden kontrolliert wird.

... und garantiert hohen Lebensstandard

Das amerikanische Wirtschaftssystem beruht also auf einer lebhaften Nachfrage und hoher Kaufkraft der Verbraucher. Beides garantiert das hohe Lebensniveau aller Bevölkerungsschichten. Die hohe Produktivität, so stellten die Gewerkschaftler fest, ist nicht die Voraussetzung für den hohen Lebensstandard, denn das eine kann ohne das andere nicht sein. Eine starke Kaufkraft erst schafft die höchste Produktion, umgekehrt ist ein hohes technisches Produktivitätsniveau unerlässlich für die Befriedigung hoher Kaufkraft. Die Produktivität ist in den USA insofern eine Geisteshaltung, als sie voraussetzt, daß sich alle nach dem Nachfragesystem richten, jeder Betrieb den Charakter eines Teams erhält, das alle Mitarbeiter im Wettbewerb vereint, und daß jeder einzelne sich als Teil der Gemeinschaft fühlt.

Dieses System verlangt auch von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite entsprechendes Verhalten. Arbeitsbedingungen, Löhne und Lebensbedingungen sind keine Wettbewerbs-, sondern Kaufkraftfaktoren. Vertrauensvolle und offene Zusammenarbeit zeichnen die Betriebe aus. Alle technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten werden weitestgehend ausgenutzt. Der Großraummarkt gewährleistet schließlich den Mindestabsatz, der für die zweckmäßige Ausnutzung der Produktion notwendig ist. Zweifellos sind diese Prinzipien in den USA selbst nicht voll verwirklicht. Sie bilden jedoch die Grundlage für das Verhalten und für die Organisation der Wirtschaft.

Soll der Ermordete schuld sein?

In ihrem Bericht über die Wirtschaftslage in Europa erklärt die Europäische Wirtschaftskommission in Genf (ECE), daß die anhaltenden Überschüsse in der deutschen Handels- und Zahlungsbilanz ein störendes Element, eine potentielle Bedrohung der Liberalisierung und des weiteren wirtschaftlichen Aufschwungs in Europa seien. Es sei für die europäische Wirtschaft nachteilig, „wenn Protektionismus oder übertriebene Furcht vor einer Preisinflation Länder wie die Bundesrepublik veranlaßten, eine Politik zu verfolgen, die ein weiteres Anwachsen ihrer Überschüsse und die Notwendigkeit einer Deflation in anderen Ländern zur Folge haben würde“.

Dieser Satz macht stutzig, erklärt die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“. Will damit die ECE uns Deutschen sagen: Habt doch nicht so viel Angst vor Preissteigerungen, unterlaßt Gegenmaßnahmen, denn wenn ihr euer Preisniveau stabil haltet, dann wachsen dadurch erst recht eure Überschüsse, und ihr zwingt nur die anderen Länder ebenfalls zu restriktiven kreditpolitischen Maßnahmen? Nur so kann doch wohl der Begriff Deflation in diesem Zusammenhang verstanden werden. Uns aber will scheinen, daß diese Empfehlung der Ansicht huldigt: nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuld, nicht die Länder, in denen eine inflationäre Entwicklung im Gange ist, gefährden den internationalen Handel, sondern diejenigen, die sich um die Stabilhaltung ihrer Preise und Währung bemühen.

Genau das Gegenteil ist richtig. Warum florierte denn vor dem ersten Weltkrieg der Welthandel so ausgezeichnet? Doch wohl in erster Linie deshalb, weil damals die an das Gold gebundenen Währungen in der ganzen Welt stabil waren und dadurch die Vorzüge der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung voll zur Geltung kamen. Warum also wendet sich die ECE, wenn ihr an der Erhaltung und Erweiterung des Welthandels ernstlich gelegen ist, nicht an die inflationsschwangeren Länder und ermahnt sie, ihre Wirtschaftsverhältnisse in Ordnung zu bringen? Nein, sie klagt nicht diese, sondern jene an, die sich um Ordnung bemühen. Muß man daraus nicht schließen, daß die ECE eine inflationäre Entwicklung in der Welt als gegeben ansieht, und diejenigen Länder, die noch nicht der Inflationssucht verfallen sind, geradezu ermuntert, sich nicht mehr länger gegen dieses Rauschgift zu sträuben?

Es geht um die wirtschaftliche Offensive

Auf Grund des neuen (6.) sowjetischen Fünfjahresplanes soll die Stahl- und Kohleproduktion um rund 50 v. H., die Elektrizitätsgewinnung um fast 90 v. H. und die Ölherzeugung um fast 100 v. H. gesteigert werden. Während im Jahre 1955 die schwerindustrielle Produktion der USA mehr als doppelt so hoch war wie die der UdSSR, würde die Erfüllung der sowjetischen Planziele für 1960 bedeuten, daß die Sowjetunion etwa $\frac{2}{3}$ der amerikanischen Produktion für 1955 erreicht.

Das gilt insbesondere für den Vergleich der geplanten UdSSR-Stahlgewinnung 1960 mit der USA-Stahlerzeugung 1955. Die Kohleproduktion der beiden Länder steht heute schon ungefähr auf der gleichen Höhe, obwohl man bedenken muß, daß die sowjetische Tonnanzahl

selten für die Nöte des Bewerbers; ihm kommt es lediglich darauf an, den Posten richtig zu besetzen.

Fasse dich kurz. Manchmal ist es ratsam, einen fertigen Brief nochmals genau durchzulesen und dabei jedes überflüssige Wort zu streichen. Sie werden erstaunt sein, wie wortreich Sie schreiben und wie klar Ihr Brief nachher ist.

Hebe das Positive hervor. Jeder Mensch wird lieber einen lebensfrohen positiven Brief bekommen als einen resigniert-traurigen. Selbst ein Kondolenzbrief kann positiv und tröstend sein. Ganz besonders wichtig ist die Betonung des positiven Elementes in Geschäftsbriefen. Fast immer wird ein Kunde aus mehreren Angeboten das berücksichtigen, das ihm die erwünschte Ware in der positiven Form anbietet.

Vermeide es, den Widerstand des Lesers zu erwecken. Kaum jemand wird mit einem Brief das Mißfallen und den Widerspruch des Empfängers erregen wollen — und doch geschieht so etwas, meist unbeabsichtigt. Der Briefstil der Ämter ist oft ein Schulbeispiel dafür. In Redewendungen wie „In Ihrem Schreiben vom ... behaupten Sie ...“ und „... wir werden prüfen, ob und inwieweit Ihre Ansprüche berechtigt sind ...“ sieht der Leser eine versteckte Beschuldigung der Unehrlichkeit — und das reizt ihn unbedingt zum Widerspruch. Vor allem sollte ein Brief stets etwas von der Persönlichkeit des Schreibers enthalten. Wie man das erreicht, kann nicht gelehrt, aber es kann erlernt werden.

Die Mutter war schon wach

Du horchtest auf: die Mutter war schon
wach,
Ging ab und an. Dir wurde seltsam
heiß;
Du sannst — grad' erst geweckt — den
Dingen nach,
Die, unbekannt noch, nur dein Herz
schon weiß.
Du horchst: der Zähler an der Gasuhr
tickt;
Der Mutter Schritte sind ein erster
Gruß.
Noch lange ehe sie ins Zimmer blickt,
Schenkt dir den liebsten Klang ihr Fuß.
Er klappert leis: ich Sorge mich um
dich,
Bleib stets mein Sohn, das ist mir Dank
genug.
Und er verstummt und tröstet
wunderlich.
Du ziehst dich an. Die Uhr am Turme
schlug.
Sie schaut herein, ihr Lächeln gibt dir
Mut.
Der Ernst der Züge, die das Leben
schnitt
Ist seltsam schön, verinnerlicht — und
gut
Und voll der Stunden, die sie lebte,
litt.
Und gleicherweise voll des stillen
Glücks,
Das ihr des Lebens Meisterung
gewährt.
Du schweigst. Im Zauber dieses
Augenblicks
Erahnst du, was du immer noch
entbehrt.
Franz Kurowski

Wohnungstausch

Biete Zweiraumwohnung mit nicht-eingerichtetem Bad, Missundestr. 3, I. Gesamtgröße der Wohnung 48 qm.

Suche Zwei- oder Dreiraumwohnung mit Küche oder Kochnische.

Biete drei Zimmer mit Keller in Kamen, Lünener Straße 12, II. Gesamtgröße der Wohnung 47 qm.

Suche gleichwertige Wohnung in Werksnähe.

Wer verlor die Uhr?

Sie wurde gefunden von Bernd Klingenberg, 13 Jahre. Vater: Max Klingenberg, Martinwerk, 1081 (Bornstr. 245). Bernd fand am 11. September 1956 in der Gartenanlage Schlegelstraße eine silberne Sprungdeckeluhr mit der Inschrift: Zum 25jährigen Dienstjubiläum der Hoesch Bergwerks-Gesellschaft. (Uhr ohne Kette, stark verschmutzt, hat schon längere Zeit gelegen.)

auch Braunkohle umfaßt, während es sich bei den USA-Zahlen nur um hochwertige Steinkohle handelt. Die UdSSR wird, wenn das Planziel für 1960 erreicht ist, an Elektrizität etwas mehr als die Hälfte erzeugen wie die USA 1955. Trotzdem der sowjetische Olplan für 1960 fast eine Verdoppelung der gegenwärtigen Erzeugung vorsieht, wird damit noch nicht die Hälfte der vorjährigen USA-Produktion erzielt sein. Die Ziele des neuen Fünfjahresplanes sind höher gesteckt, als ursprünglich vorgesehen wurde.

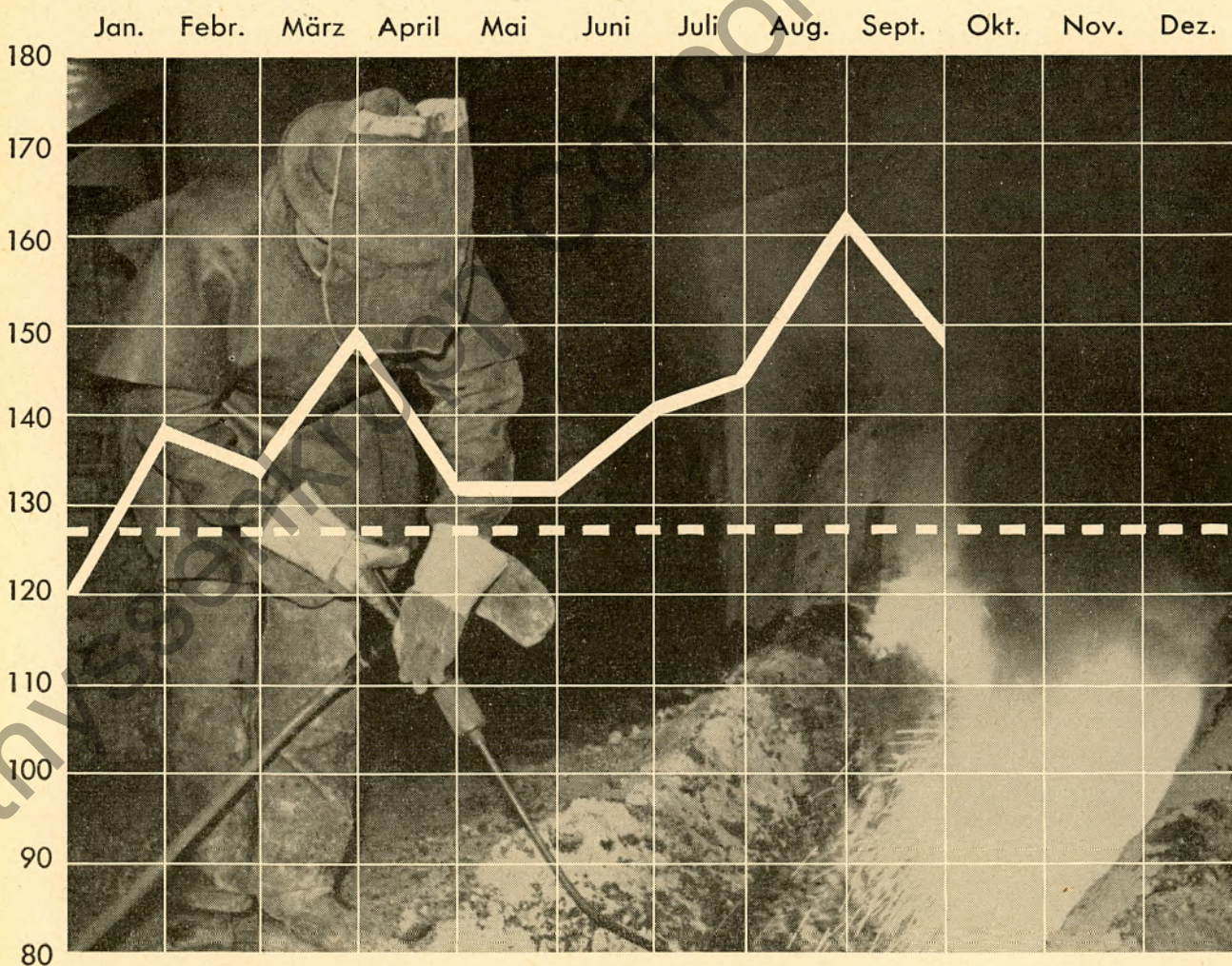
Wenn man die Produktion der UdSSR und der USA im Hinblick auf das Kriegspotential vergleicht, darf man nicht vergessen, daß in der UdSSR z. B. 100 Millionen t Öl wesentlich mehr bedeuten als 300 Millionen t in den USA — angesichts des verhältnismäßig geringen privaten Verbrauchs und der Möglichkeit zu rigorosen Zwangsmaßnahmen. Die Sowjetunion ist bestrebt, sich für die große wirtschaftliche Offensive im Nahen Osten und in Südasien zu rüsten. Im Gegensatz zu den USA entscheidet in der UdSSR die Regierung, was von der laufenden Produktion als „Überschuß“ exportiert werden kann. Offensichtlich handelt es sich bei den sowjetischen Hilfsangeboten nicht um einen „Bluff“, sondern um durchaus realisierbare Offerten.

Der Westen muß auch hier handeln, wenn er dem wachsenden sowjetischen Sog Einhalt gebieten will.

Ein Tausendmarkschein für die Kehle

Im letzten Jahr wurden je Kopf (!) der Gesamtbevölkerung in Westdeutschland ausgegeben: für Toto 7,70 DM, für Kino 13 DM, für Tabakwaren 87 DM und für alkoholische Getränke 131 DM. Da allgemein bei Berechnungen von einer vierköpfigen Familie ausgegangen wird, kann man sagen, daß je Familie ein glatter Tausendmarkschein durch die Kehle geht.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— — Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchstleistung August 1956 = 163 730 t Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123 536

TECHNIK *und* PRODUKTION

Rohstahl-Jahresproduktion über 23 Millionen Tonnen

Die Rohstahlproduktion der Bundesrepublik wird in diesem Jahr 23,3 Millionen Tonnen erreichen, wenn die kommenden Monate die gleiche Produktionshöhe erreichen wie die der Monate August und September. Die Ausbaupläne einzelner Werke, wie Hoesch, Mannesmann und August-Thyssen-Hütte, lassen zwar eine etwas stärkere Steigerung erwarten, vielleicht sogar auf mehr als 23,5 Millionen Tonnen, aber andererseits wird in Kreisen der Stahlindustrie darauf hingewiesen, daß beim Ausbau der Kapazitäten leicht Anlaufschwierigkeiten aufkommen und somit die Kapazitätserweiterung vielleicht erst ab Anfang nächsten Jahres stärker ins Gewicht fallen wird. Im Jahre 1955 betrug die Rohstahlerzeugung 21,3 Millionen Tonnen und im Jahre 1954 rund 17,4 Millionen Tonnen. Die Zunahme im Jahre 1956 ist also absolut und relativ geringer als im Jahre 1955. Dies ist, wie aus der Erklärung der Stahlwerke hervorgeht, ausschließlich durch den Mangel an Kapazitäten bedingt. Die Marktlage hätte eine stärkere Steigerung der Produktion zugelassen. Seit einigen Monaten bahnt sich zwar eine Normalisierung an, aber weiterhin überwiegt in der Stahlindustrie die Auffassung, daß von einem konjunkturellen Rückschlag nicht gesprochen werden könnte und ein solcher auch nicht zu befürchten sei. Der monatliche Auftrags-eingang liegt seit langem unverändert bei 1,3 Millionen Tonnen und entspricht etwa den Lieferungen. Die bemerkenswerte Änderung dürfte die im Außenhandelsgeschäft sein, also die Zunahme der Ausfuhr von Walzstahlerzeugnissen bei gleichzeitigem Rückgang der Einfuhr. In dieser Entwicklung liegen zusätzliche Möglichkeiten für die Stahlproduktion.

Stahlindustrie investierte 42 Prozent mehr

Die Aufwendungen der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie für Investitionen haben sich nach einer jetzt veröffentlichten Erhebung der Hohen Behörde der Montanunion im vergangenen Jahr auf 1256 Millionen DM belaufen. Das bedeutet eine Steigerung um nicht weniger als 42 Prozent gegenüber dem Vorjahr, in dem die Aufwendungen 883 Millionen DM betrugen. Im Vergleich dazu sind die Investitionen bei den eisenschaffenden Industrien der anderen Unionsländer mit Ausnahme der Niederlande und der Saar rückläufig gewesen oder kaum noch angewachsen. Der Anteil der Bundesrepublik an den Gesamtinvestitionen der Europäischen Gemeinschaft für die Eisen- und Stahlerzeugung hat sich infolgedessen von 52 Prozent im Jahre 1954 auf annähernd 60 Prozent im Jahre 1955 erhöht.

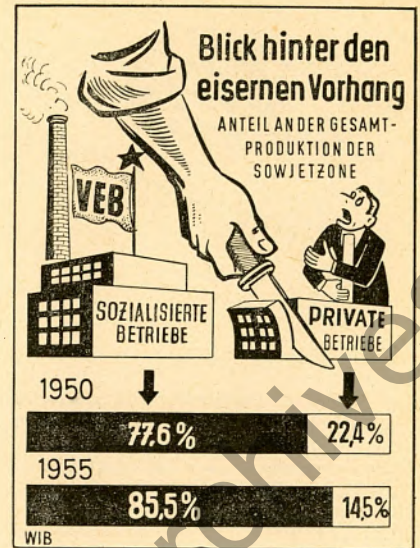
Eine Aufteilung dieser von der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie vorgenommenen Investitionen ergibt, daß das Schwergewicht nach wie vor beim Ausbau der Walzwerke liegt. Hierfür wurden 777 (Vorjahr 580) Millionen DM aufgewendet. Relativ am stärksten nahmen die Investitionen für die Rohstahlerzeugung zu, und zwar von 88 Millionen auf 189 Millionen DM, während der Aufwand für die Roheisenproduktion nur von 101 Millionen auf 135 Millionen DM stieg.

3,1 Milliarden DM Export nach Ostasien

Der Warenverkehr der Bundesrepublik mit den ostasiatischen Ländern unter Einrechnung jenes Teils, der über dritte Länder im Transitverkehr nach Ostasien gelangte, betrug im vergangenen Jahr 3,1 Milliarden DM.

USA rechnen mit 115 Millionen Tonnen Stahl

Die Stahlerzeugung der USA wird sich dieses Jahr auf etwa 114 bis 115 Millionen Tonnen stellen und damit nur geringfügig hinter dem bisherigen Jahreshöchststand von 117 Millionen Tonnen zurückbleiben, berichtet das „Wallstreet Journal“. Das Blatt weist darauf hin, daß allein in den ersten acht Monaten für 72,3 Millionen Dollar Stahl in den USA hergestellt werden. Setze man für die restlichen vier Monate des Jahres eine durchschnittliche Kapazitätsausnutzung von nur 97 Prozent voraus, dann könne mit einem Jahresergebnis von wenigstens 114 Millionen Tonnen gerechnet werden. Nach Ansicht der Industrie werde die durchschnittliche Kapazitätsausnutzung jedoch noch höher.



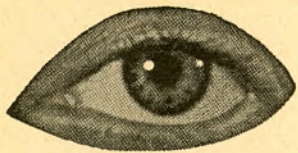
Blick hinter den Eisernen Vorhang

Die Privatindustrie in der Sowjetzone verliert von Jahr zu Jahr an Bedeutung. In einigen Wirtschaftszweigen — so bei Kohle, Stahl, Kunstseide, Elektrizität und Gas — war sie 1950 schon ganz ausgeschaltet. Da zudem die Besteuerung bis zu 95 Prozent des Bruttogewinns ausmacht, ist den Privatunternehmern, die es heute in der „Deutschen Demokratischen Republik“ noch gibt, kein Spielraum zu eigener Initiative gelassen. Sie werden auch bei der Vergabe von Exportkrediten und bei der Materialzuteilung gegenüber den volkseigenen Betrieben und übrigen Staatswerken erheblich benachteiligt.

Günstiger Produktivitätszuwachs

Die Leistungszuwachsrates für die Jahre 1952—1955 betrug für die Bundesrepublik 7 Prozent, für Holland 6 Prozent, für Großbritannien 5 Prozent.





BLICK IN DIE PRESSE

Mehr Dankbarkeit

Der aus dem Zusammenbruch wiedererstandene deutsche Staat schuf sich eine Reihe von offiziellen Gedenk- und Feiertagen. Der 20. Juli gehört nicht zu ihnen. Wie der Aufstand des Gewissens im Jahre 1944 die Tat einzelner Männer war, so ist heute das Gedächtnis an ihre Tat Sache der einzelnen.

Mit den Jahren wachsenden Wohlstandes entstand ein Klima, das nicht nur alle Ideologien einfrieren ließ, sondern in dem auch das Verständnis für geschichtlichen Rang verloren ging. Wo der Lebensstandard zum Gott erhoben wird, steigt keiner mehr auf Barrikaden — weder für noch gegen eine Sache —; wo Anpassung alles ist, fehlt das Organ für einen Entschluß, der auch durch das Scheitern nichts von seiner Größe verloren hat.

In den ersten Jahren nach dem Kriege war die Erinnerung an den 20. Juli noch durchaus lebendig. Sie ermöglichte die Entkräftung der These von der Kollektivschuld des deutschen Volkes, und sie ist eine der Wurzeln unseres Staates. Gewiß, dieser Staat kann sich sowenig wie eine neue Armee allein auf die Männer des Widerstandes gegen Hitler stützen. Und doch, ist die Formel der gegenseitigen menschlichen Achtung, die von Anhängern und Gegnern des 20. Juli unter den neuen Offizieren verlangt wird, nicht zuwenig?

Wir meinen, gerade unser Staat hätte Veranlassung, den Männern des Widerstandes nicht nur Achtung, sondern Dankbarkeit zu zollen.

(Westdeutsche Allgemeine)

Es gibt Grenzen für Lohnerhöhungen

DGB-Wirtschaftsexperte Dr. Deist räumte in einem Vortrag vor den Hamburger Unternehmern zur Frage der Lohnentwicklung ein, daß es für weitere Steigerung der Löhne und Gehälter Grenzen gebe, daß seiner Meinung nach jedoch die Bedeutung der Lohnerhöhungen für die Preisentwicklung stark überschätzt werde. Eine Lohn- und Gehaltserhöhung von 5 Prozent schaffe zusätzliche Kaufkraft von 3 Md. DM, während dem deutschen Markt durch Exportüberschüsse im Laufe des Jahres Güter im Wert von 3 bis 4 Md. DM entzogen würden. — Im Durchschnitt, sagte Dr. Deist, könne auf lange Sicht naturgemäß die Erhöhung aller Einzeleinkommen nicht größer sein als die Produktivitätssteigerung. Aber

ebenso, wie nicht jeder einzelne gleichmäßig an der Produktionssteigerung teilnehme, sei es auch durchaus möglich, daß eine Einkommenskategorie — z. B. die Lohn- und Gehaltsempfänger — zu Lasten einer anderen Einkommenskategorie — z. B. der Selbständigen und Unternehmungen — überdurchschnittlich am gesamten Produktivitätszuwachs beteiligt werden. Wer die heutige Einkommensverteilung für sozial gerecht halte, würde eine solche Differenzierung ablehnen. Wer jedoch anderer Auffassung sei und die Erhöhung des Anteils der breiten Masse am gesamten Sozialprodukt für gerechtfertigt halte, müsse sie bejahen... Im übrigen sei der Lohn nur ein Teil im wirtschaftlichen Gesamtprozeß. Eine Lohnplanung sei nicht möglich, ohne daß auch die übrigen Einkommenskategorien geplant und gelenkt würden. Das sei wiederum nur möglich im Rahmen einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung. Staatliche Lohnregelung führe zwangsläufig zu staatlicher Preisregulierung. Die Forderung nach einer staatlichen Lohnregelung könne außerdem nicht ohne Zusammenhang mit der unglücklichen Entwicklung der gesellschaftlichen Machtverteilung seit 1949 gesehen werden. In diesen sieben Jahren habe sich die Bundesregierung so weitgehend mit den Interessen der Unternehmerschaft identifiziert, daß ihr die Entscheidung über die Lohnpolitik nicht überantwortet werden könne, ohne daß starke soziale Spannungen zu befürchten seien. Damit habe die Bundesregierung in den Augen der Arbeiter den Anspruch verspielt, als ehrlicher Makler zu gelten...

(„Hamburger Echo“)

Freiheitliche Wirtschaftspolitik

Nach den Äußerungen maßgeblicher Persönlichkeiten auf dem Parteitag der SPD entstand in der Öffentlichkeit allgemein der Eindruck, der wirtschaftspolitische Kurs der SPD habe wieder eine Schwenkung zum Dirigismus und zur Planwirtschaft vollzogen. Um den Mutmaßungen und Kombinationen, die sich daran knüpfen, den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat einer der maßgebenden Wirtschaftspolitiker der SPD, Dr. Heinrich Deist, im „Vorwärts“ (3. August) eingehend die wirtschaftspolitische Konzeption der SPD dargelegt. Den zentralen Gedanken der Stellungnahme von Dr. Deist kann man in folgendem Satz sehen: „Wer für eine freiheitliche politische Einsicht eintritt, muß sich auch in der Wirtschaft zu einem größtmöglichen Maße von Freiheit bekennen. Das ist der Grund, weshalb in der wirtschaftspolitischen Programmatik der SPD die Notwendigkeit einer freiheitlichen Ordnung heute stärker im Vordergrund steht als 1933.“ Zu dieser freiheitlichen Ordnung gehört der freie Wettbewerb der Unternehmungen, die Kontrolle von Kartellen, die freie Beweglichkeit des Arbeitnehmers und die Autonomie der Tarifpartner. Dr. Deist sieht diese Freiheiten gefährdet durch die

Machtkonstellationen, die sich im wirtschaftlichen Raum bilden können. Er fordert, daß der Staat da ordnend und lenkend in die Wirtschaft eingreift, wo seine Ordnungsmaßnahmen der Erhaltung und Stärkung der Freiheit in der Wirtschaft dienen. Diese Forderungen treffen sich in vielen Punkten mit den wirtschaftspolitischen Vorstellungen des linken Flügels der CDU, in manchen Punkten mit der marktwirtschaftlichen Konzeption des Bundeswirtschaftsministers und in einigen Punkten sogar mit den Ideen und Forderungen der Ordo-Liberalen. Unter diesen Aspekten kann der Beitrag von Dr. Deist nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er zeigt, daß es möglich ist, sich in einem verhältnismäßig weitgespannten Rahmen, der sich von dem marktwirtschaftlich orientierten Flügel der SPD über die CDU bis zur Ordo-Gruppe hin erstreckt, bei gewissen Unterschieden der prinzipiellen Betrachtung in der praktischen Arbeit zusammenzufinden und ein wirtschaftliches Programm zu konzipieren.

(Der Volkswirt)

Wissenschaft für dynamische Rente

Dem Wissenschaftlichen Beirat des Bundeswirtschaftsministeriums erscheint eine ständige und schrittweise, von vornherein in ihrem Ausmaß eindeutig festgelegte Anpassung der Sozial-einkommen (Renten) konjunkturpolitisch erwünscht. Dies stellt der Beirat in dem erst jetzt veröffentlichten Teil seines konjunkturpolitischen Gutachtens unter dem Titel „Soziale Rentenpolitik“ fest. Als Bemessungsgrundlage hierfür empfiehlt der Beirat die Anknüpfung an eine „die Lohnentwicklung repräsentierende Größe“. Damit ist allerdings eine Minderheit der Wissenschaftler nicht ganz einverstanden und vertritt die Auffassung, die Bestimmung der Bemessungsgrundlage könne erst getroffen werden, wenn man wisse, wie das neue Sozialversicherungssystem arbeite. In dem Gutachten geht die Mehrheit des Beirats noch weiter als die Bundesregierung, indem man eine Anpassung der laufenden Renten in jährlichen Zeitabständen befürwortet. Die jährliche Anpassung sei aus konjunkturpolitischen Gründen besser, auf jeden Fall aber noch besser als eine Anpassung durch jeweils einzelne Gesetze, wie das bisher der Fall war — denn dabei bestehe die Gefahr, daß zu konjunkturpolitisch falschen Zeitpunkten Erhöhungen in vielleicht unerwünschtem Ausmaß erfolgten. Eine Mahnung ergeht aber an die Bundesregierung, die darüber wachen müsse, daß sie eine Wirtschaftspolitik betreibe, die unter keinen Umständen eine „langsam fortschreitende Inflation“ zuläßt. Gelingen es der Wirtschaftspolitik nicht, sich durch ihre Erfolge das uneingeschränkte Vertrauen zu erringen, daß sie unter keinen Umständen bereit sei, einen schleichenden Kaufkraftschwund der Währung hinzunehmen, dann allerdings berge der Gedanke der „Dynamisierung der Renten“ eine ungeheure Gefahr.

(Frankfurter Rundschau)

Das interessiert die Frau

Man wird die Frauenarbeit fördern

Der Mangel an Arbeitskräften drängt zur Erschließung aller noch vorhandenen Reserven. Das statistische Bild zeigt dabei sofort, daß nach Eingliederung der Arbeitslosen ein größerer Zugang nur noch aus dem Kreise der Frauen denkbar ist. Während heute fast die gesamte männliche Bevölkerung im Alter von 15 bis 65 Jahren im Erwerbsleben steht, ist dies bei den Frauen im arbeitsfähigen Alter nur zu einem geringen Teil der Fall.

Die höchste Erwerbsquote mit 83 Prozent weisen die ledigen Frauen auf. Mit beträchtlichem Abstand folgen die verwitweten und geschiedenen Frauen mit 36 Prozent. Die niedrigste Quote mit nur 26 Prozent ist bei den verheirateten Frauen festzustellen. Das bedeutet, daß etwa drei Viertel aller verheirateten Frauen keinem Beruf nachgehen. Größere Reserven an weiblichen Arbeitskräften können also nur aus der Gruppe der verheirateten Frauen und aus den zahlenmäßig wesentlich kleineren Kreis der verwitweten und geschiedenen Frauen erschlossen werden.

In einer neuen Untersuchung dieses Problems kommt das Wirtschafts-Wissenschaftliche Institut der Gewerkschaften zu dem Ergebnis, daß es hierbei in erster Linie auf eine sinnvolle Arbeitsgestaltung ankomme. Angesichts der Doppelbelastung der verheirateten Frauen durch Beruf und Haushalt seien verbesserte Arbeitsbedingungen entscheidend dafür, mehr Frauen in den Wirtschaftsprozess einzugliedern. Das Institut glaubt, daß durch die Einführung der Fünftagewoche zu 40 Arbeitsstunden viele Frauen, die heute noch dem Erwerbsleben mit Rücksicht auf ihre Familie fernbleiben, veranlaßt werden könnten, eine volle Erwerbstätigkeit aufzunehmen.

Ein Blick auf den Stellenmarkt zeige, daß in steigendem Maße Halbtagsstellen angeboten werden, um dadurch zusätzlich weibliche Arbeitskräfte zu gewinnen. Diese Entwicklung bestätige, daß noch viele verheiratete Frauen eine Berufsarbeit aufnehmen würden, wenn man ihnen daneben Zeit für ihre Familien lasse. Als weiteren Anreiz für die Frauenarbeit empfiehlt das Institut eine Verbesserung der Ausbildung. Daraus ergebe sich ein größerer Schutz vor Arbeitslosigkeit und ferner der Zutritt zu den qualifizierten Arbeitsplätzen.

Selbstverständlich ist auch die Bezahlung von großer Bedeutung. Die schematischen Abschlagsklauseln für die Frauenarbeit, wie sie früher weitgehend üblich waren, sind nach dem Urteil des Bundesarbeitsgerichts nichtig. Viele Industriezweige legen heute für die Lohnstaffelung die Bewertung des Arbeitsplatzes ohne Rücksicht auf das Geschlecht zugrunde. Damit sind auch von der Lohnseite her bessere Voraussetzungen gegeben, um die Frauenarbeit zu fördern.

Jedes vierte Kind ohne eigenes Bett

Eine Untersuchung in einer Volksschule ergab, daß mehr als 20 Prozent aller Kinder von ihren Eltern morgens, mit eigenem Hausschlüssel versehen, zur Schule geschickt werden und nach Beendigung des Unterrichts vollkommen sich selbst überlassen bleiben. In einer anderen westdeutschen Stadt ergab sich, daß von 9182 befragten Schülern 724 erklärten, daß sie ihr Frühstück selbst bereiten müßten, 549 kamen ohne Frühstück zur Schule, jeder vierte besaß kein eigenes Bett, und weniger als 50 Prozent waren ausreichend ernährt und körperlich gesund.

Von 1949 bis 1955 ist die Zahl der berufstätigen Frauen von 4,3 auf 5,9 Millionen gestiegen. Die Ehefrauen und Mütter haben im gleichen Zeitraum ihren Anteil überproportional erhöht.

Die Hohe Behörde in Luxemburg hat im Bereich ihrer Mitgliedsstaaten Erhebungen darüber durchgeführt, wie groß die Einkommensteigerung der Arbeitnehmer durch Veränderung ihres Familienstandes ist. Beim Vergleich der Netto-Jahreseinkommen zeigt sich, daß das Mehreinkommen einer sechsköpfigen Familie gegenüber dem kinderlosen Ehepaar in Frankreich am größten und in der Bundesrepublik am kleinsten ist. Im einzelnen beträgt der Lohnzuwachs in Frankreich 91,3 Prozent, in Belgien 51,8 Prozent, in Italien 50,6 Prozent, im Saargebiet 49,0 Prozent, in Holland 31,7 Prozent, in Westdeutschland 23,9 Prozent.



Mein Kind

Sonne und Regen müssen ja sein,
sollen zum Segen Saaten gedeihn.
Dir aber scheinen der Sonnen zwei:
darfst drum nicht weinen, eia-popeil
Augen der Mutter halten die Wacht,
Augen der Liebe, Sonnen der Nacht.
Trübt auch die reinen Leid mancherlei,
darfst drum nicht weinen, eia-popeil
Sternlein schon kommen, Wieglein

[in Ruh.

Auglein, die frommen, Traum

[schließet zu.

Kummer und Sorgen gehen vorbei —
heute noch und morgen, eia-popeil

Livländisches Volkslied

Sind Sie ein Menschenkenner?

Oft halten wir uns bei der Beurteilung eines Menschen an äußere Merkmale. Wir haben zehn allgemein übliche Deutungen zusammengestellt, von denen Sie sagen sollen, ob sie richtig oder falsch sind. Vergleichen Sie Ihre Ergebnisse mit den untenstehenden Antworten. Aber nicht vorher nachschauen.

1. Lange, schmale Hände verraten künstlerisches Temperament.
2. Rothaarige sind temperamentvoller als andere.
3. Wer einem nicht gerade in die Augen sieht, ist wahrscheinlich kein ehrlicher Mensch.
4. Ein fliehendes Kinn ist ein Zeichen von Willensschwäche.
5. Blonde sind weniger vertrauenswürdig als Brünette.
6. Dicke Leute sind gutmütig.
7. Spitz zulaufende Ohren weisen auf Verschlagenheit, Egoismus oder gar Falschheit.
8. Fältchen an den äußeren Augenwinkeln zeigen, daß der Mensch Humor hat.
9. Eine hohe, gewölbte Stirn weist auf überlegenen Verstand.
10. Kalte Hände sind ein Zeichen für ein zärtliches Gemüt.

Die Antwort zu diesen Fragen wird Sie überraschen. Nach Ansicht der Psychologen, die diese landläufigen Meinungen mit den Tatsachen verglichen haben, sind alle zehn Behauptungen falsch.

Antwort:



Unser Briefkasten

Die Wechselschicht

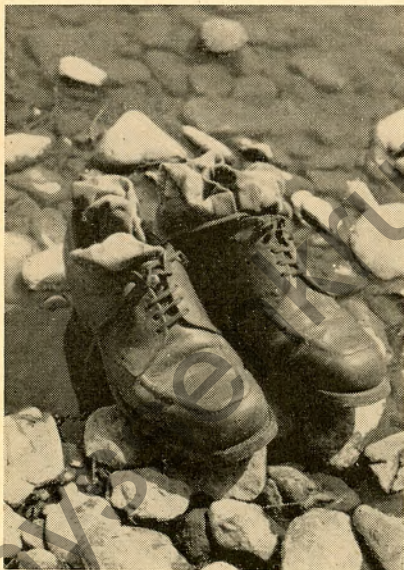
Wer nur die Frühschicht kennt, fühlt sich besonders hoch geehrt, weil ihm der lange Tagesrest als Freizeit ist beschert. Doch abends — ach, o Graus — muß dieser arme Frühaufsteher schon wieder früh nach Haus.

Jedoch der Krösus, dem die Mittagsschicht geschenkt, bei nächtlichem Gezeche nicht ans Nachhausegehen denkt, weil er erst spät ins Bett gehört und in der Frühe ihn kein Wecker stört.

Der mit der Nachtschicht ist besonders glücklich dran, weil er den ganzen Tag verschlafen kann.

Und in der Nacht, man glaubt es kaum, stört ihn kein böser Traum.

Gert Meier
Thomas-Werk



DIE ALTEN TRETER

Die weil ich meine Füße kühle im muntren Bächlein hell und klar, heg' ich die dankbarsten Gefühle für euch, ihr hochverdientes Paar! Ich kann den Blick nicht von euch wenden, seid ihr auch ohne Glanz und schief... Hab' schon die Kamera in Händen und knipse euch für mein Archiv. Es weckt in mir Erinnerungen das Foto an vergangene Zeit, da ich so manchen Weg bezwungen mit euch, als ihr noch marschbereit.

C. B.

Frau Grete L.

Das ist wahrlich „ein dicker Hund“! Wenn Ihre Tochter bis zum 9. Januar arbeitete, dann am 1. August entlassen wurde, dann ist es ein wenig happig, nun noch Entschädigung für den Urlaub zu beanspruchen. Da hilft es auch nicht, daß Sie sich auf formale Bestimmungen berufen. Im übrigen hat das Bundesarbeitsgericht kürzlich sehr klar entschieden: „Verlangt ein Arbeitnehmer, der aus sozialen Rücksichten trotz längerer Erkrankung vom Arbeitgeber nicht gekündigt ist, für ein Urlaubsjahr mehr Urlaubstage vergütet, als er in diesem Urlaubsjahr überhaupt gearbeitet hat, so ist sein Begehren wegen Rechtsmißbrauchs nicht begründet.“

In den Entscheidungsgründen heißt es: Wenn der Arbeitgeber grundsätzlich auch alle Ansprüche zu erfüllen hat, die während des Arbeitsverhältnisses entstehen, und wenn auch keineswegs in jedem Falle, in dem ein gesundes Ausgleichsverhältnis zwischen Urlaub und Arbeit fehlt, die Geltendmachung des Urlaubsanspruchs gegen Treu und Glauben verstößt, so geht jedenfalls das Verlangen eines Arbeitnehmers, der mehr Urlaubstage im Urlaubsjahr fordert, als er in diesem Jahr überhaupt gearbeitet hat, offenbar über den durch Treu und Glauben unter Berücksichtigung der Verkehrssitte gesteckten Rahmen dann hinaus, wenn der Weiterbestand des Arbeitsverhältnisses der Rücksichtnahme des Arbeitgebers zu verdanken war. Sonst würde das normale Verhältnis zwischen Arbeit und Urlaub geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Dem Urlaubsverlangen des Arbeitnehmers fehlt schlechthin jede noch vernünftige Beziehung zur Arbeitsleistung. Auch die Rücksichtnahme auf seine Mitarbeiter, die überwiegend das ganze Urlaubsjahr gearbeitet haben, noch mehr aber die Rücksichtnahme darauf, daß der Arbeitgeber nicht gekündigt hat, gebieten ihm, ein solches Verlangen zu unterlassen. Wer unter Berufung auf seine formale, durch das soziale Entgegenkommen des Arbeitgebers gewonnene Rechtsposition mehr Urlaub fordert, als er im Urlaubsjahr gearbeitet hat, stellt den unzulässigen Gedanken einer reinen Urlaubsabgeltung so stark in den Vordergrund, daß er rechtsmißbräuchlich handelt.

R. B., Verwaltung

Meinungsverschiedenheiten bestehen bei uns über die Richtigkeit folgenden Satzes: „Es hat sich gezeigt, daß außer den von uns auf der Messe in Hannover namentlich erfaßten Personen zahlreiche Besucher unsere Maschinen eingehend besichtigten, ohne sich zu erkennen zu geben.“ Zwei unserer Herren behaupten, das „zu“ vor „erkennen“ sei falsch. Es müßte lediglich heißen: „... ohne sich erkennen zu geben.“ Wir bitten daher um die Meinung des „Sprachwerts“.

Richtig ist: „... ohne sich zu erkennen zu geben.“ Das Zeitwort „geben“ wird allein (etwas geben) und auch in

Verbindungen mit einem Eigenschaftswort (zufrieden: sich zufrieden geben), mit einem Hauptwort (Wink: einen Wink geben), mit der Grundform eines Zeitwortes und „zu“ (zu erkennen: etwas zu erkennen geben; sich zu erkennen geben; trinken: zu trinken geben) und anderen Ergänzungen gebraucht. Wird (wie im angeführten Beispiel) der Nebensatz durch das Bindewort „ohne“ eingeleitet und folgt ihm die Grundform eines Zeitwortes, so muß vor der Grundform „zu“ stehen: „... ohne (etwas) zu geben; ... ohne zu trinken; ... ohne (ihn) zu erkennen.“ Bei den Beugungsformen der mehrteiligen Zeitwortform „sich zu erkennen geben“ darf „zu“ vor „erkennen“ niemals fehlen: „... ohne daß ich mich zu erkennen gebe oder gab; ... ohne daß sie sich zu erkennen geben oder gaben; ich gebe mich zu erkennen; sie geben sich zu erkennen usw.“ Da es sich im angeführten Nebensatz um einen Grundformsatz mit „zu“ handelt, darf vor „geben“ das Wörtchen „zu“ nicht fehlen; „... ohne sich zu erkennen zu geben.“ Ebenso: „... ohne (ihm etwas) zu trinken zu geben; ... ohne sein Wohlwollen zu erkennen zu geben.“

W. S., Verwaltung

In einer Überschrift hieß es: „Gesund leben heißt länger leben.“ Nach meiner Meinung müßte vor „heißt“ ein Komma stehen. Habe ich recht?

„Gesund leben“ steht in der angeführten Überschrift als Satzgegenstand. In Sätzen, die lediglich aus dem Satzgegenstand und aus der Satzaussage bestehen, wird zwischen Satzgegenstand und Satzaussage kein Beistrich gesetzt. Deutlicher wird dies, wenn man das Zeitwort „leben“ als Hauptwort verwendet: „Gesundes Leben heißt längeres Leben.“

Verwickelte Rechtslage

Iwan, der sich stammt aus Tourag, kauft sich Uhr, die nach acht Tag einfach streikt und nicht mehr will, schönen Uhr steht einfach still.

„Ist Betrug sich!“ schreit er laut, haut auf Uhr und dann auf Braut, sauft sich voll und ist gelaufen ins Geschäft, wo Uhr gekauft.

„Bittä“, schreit er, „Uhr nix gutt, ist sich heite schon kaputt; neuem Uhr her, dem ist alt, sonst geh ich zu Staatsanwalt.“

Meister aber nimmt Pinzette, holt aus Uhrwerk eine fette Wanze, die ganz mausetot, Zahnrad brach in Seelennot.

„Du mir geben Geld zurück!“ Iwan ruft mit sturem Blick: „Du sehn selber, schockschwernot, Maschinist ist sich schon tot!“

Wie geendet sich Geschicht, das vermerkt nicht das Gericht, denn gelogen hat noch nie, das sagt schon der Name, wie?

Heinz Reschke, Bauabteilung

„Die Frauen müssen besser haushalten“

Gewiß gab es immer Frauen, die mit ihrem Geld nicht auskommen. Das Anschreiben in der zweiten Hälfte ist kein neues Übel. Dennoch aber hat die Diskussion um das Haushaltsgeld noch nie so breiten Raum eingenommen wie gegenwärtig. Die Männer wollen einfach nicht verstehen, wieso die Ausgaben für Essen und Trinken ihr Budget von Monat zu Monat mehr belasten sollen, und behaupten, ihre Frauen hätten das Wirtschaften verlernt. Sie fühlen sich bestätigt in den Äußerungen von allerlei Organisationen und den Ermahnungen mancher Politiker, die der Hausfrau des Jahres 1956 vorwerfen, sie sei zu wählerisch und anspruchsvoll, kaufe grundsätzlich nur das Teuerste und verschmähe preiswerte Lebensmittel darum, weil sie ein wenig mehr Arbeit machten. Haben die Frauen recht, die behaupten, das Geld zerränne ihnen unter den Händen, es sei „nur noch die Hälfte wert“ — oder stimmt es, daß ihr Geldbeutel nur darum immer leer ist, weil die Gaumen zu verwöhnt und die Hände zu bequem geworden sind?

Was die Statistik sagt?

Die Frage ist ziemlich objektiv zu beantworten, wenn man die Statistik zu Hilfe nimmt. Sie weist eindeutig nach, daß die Hausfrau, die an einem Samstagmorgen des Jahres 1938 mit 10 Mark in der Tasche zum Einkauf für den Sonntag ging, heute 18 DM einstecken muß, um annähernd das gleiche einzuholen.

Auch die Behauptung, das Haushaltsgeld „schmelze“ laufend weiter, ist nicht von der Hand zu weisen, denn allein der Preisunterschied von 1954 auf 1955, über den das Statistische Bundesamt kürzlich seine Zahlen vorlegte, beträgt, um nur ein paar der wichtigsten Lebensmittel zu nennen, für Mischbrot rund sechs Prozent, für verschiedene Gemüse etwa 35 Prozent, für Butter acht, Rindfleisch fünf, für Briketts ebenfalls fünf Prozent.

Wenn wir auch insgesamt weniger Kartoffeln als vor dem Kriege essen, so bilden die „Erdäpfel“ für den Durchschnittshaushalt doch noch immer den Grundstock jeder Mahlzeit. Gegenwärtig nun ist ihr Preis beinahe unerschwinglich, so daß vornehmlich die kinderreichen Haushaltungen die Last nicht mehr tragen können.

Nur Schnitzel und Zuckererbsen?

Rechtfertigen diese Ermittlungen die Hausfrau und ihre Klagen, so scheint eine andere Feststellung gegen sie zu sprechen. Leute, die etwas davon verstehen, errechneten nämlich, daß im Jahre 1936 vom deutschen Durchschnittsesser 242 RM für seine Ernährung ausgegeben wurden, heute aber an die 540 DM! Auch wenn wir den Schlüssel zugrunde legen: 10 Vorkriegsmark = 18 heutige Mark, ist es also nicht unwesentlich mehr, was wir gegenwärtig verfüttern. Ist demnach doch etwas an der Behauptung, heutzutage verlangten die Kundinnen „nur noch Schnitzel und Süßfrüchte, Spargel und Zuckererbsen“? Unsere Ansprüche sind gewachsen, sagt man. Aber essen wir nicht auch und vor allem darum mehr leichtverdauliches, fettloses Fleisch, mehr Eier, Milch und Süßfrüchte, weniger Brot, Mehlspeisen und Hülsenfrüchte, weil uns das der Arzt angeraten hat, der den strapazierten Kreislauf und das überanstrengte Herz, so wenig wie möglich belasten möchte?

Wir arbeiten vielfach intensiver als vor dem Kriege, aber im Durchschnitt körperlich nicht mehr so schwer. Die neuen Maschinen haben uns vieles abgenommen. Da ist es verständlich, daß uns die Ernährungswissenschaftler von Jahr zu Jahr dringender raten, weniger Verbrennungsmaterial in unseren Körper zu schaufeln und uns statt dessen der Gehirn- und Nervennahrung zuzuwenden. Die Statistik belegt auch diese Entwicklung: der deutsche Durchschnittsverbrauch an Kalorien, der 1938 noch 3100 pro

Tag betrug, ist heute auf 2900 zusammengeschrunpft!

Vor zwanzig Jahren machte den Frauen in unserem Lande ein Fettpölscherchen mehr oder weniger nicht allzuviel aus. Jetzt lebt die Berufstätige nach der Vorschrift: „Iß dich schlank!“ Sie muß es tun, will sie im harten Konkurrenzkampf beweglich bleiben und dem Erscheinungsbild entsprechen, das heute immer mehr Chefs bei ihr voraussetzen.

Keine Zeit — ist das unsere Schuld?

Und will man es der Berufstätigen zum Vorwurf machen, daß sie eilig ist und deswegen das „schnelle“ Fleisch liebt, die vorgeputzten Gemüse, die angemachten Salate? Ist es ihre Schuld, daß sie Wurzelgemüse, Kohl und Schweinebauch liegenlassen muß, weil ihr die Stunde Zubereitungszeit fehlt?

Daß wir vor dem Kriege im Jahr 220 Pfund Mehl je Kopf verbrauchten, heute dagegen nur noch 188, daß wir damals 360 Pfund Kartoffeln verzehrten, heute aber lediglich 338, daß wir dafür zweieinhalbmal soviel Orangen, 40 Prozent mehr Eier, wesentlich mehr Blumenkohl, Tomaten und Feingemüse essen — das alles beweist noch lange nicht, daß wir eine Nation von Feinschmeckern geworden seien. Jener hauchdünnen Schicht, der die Geheimnisse einer „köstlichen“ Soße eine Abendunterhaltung wert sind, steht immer noch eine recht breite gegenüber, die sehr viel schlechter ißt als vor dem Kriege. Wir brauchen gar nicht davon zu sprechen, daß uns nach den vielen Eintopffahren eine Erholung zuzubilligen war und daß die Reaktion auf die Vergangenheit selbstverständlich ist, sondern können für den großen Durchschnitt in Deutschland getrost feststellen, daß sich die Ernährungsweise im wesentlichen nur den veränderten Verhältnissen angepaßt hat.

Neue Volksnahrungsmittel

Um zu einem gerechten Urteil zu kommen, muß schließlich auch noch erwähnt werden, daß viele Dinge, die früher als Delikatessen galten, infolge der veränderten Handelspolitik zu echten Volksnahrungsmitteln wurden. Blumenkohl, Weintrauben, Apfelsinen, die frühen und späten Tomaten, ausländische Salate, Datteln, Feigen und vieles andere kosten heute nicht mehr als einheimisches Obst und Gemüse.

Das Haushalten war tatsächlich noch niemals so schwierig wie gegenwärtig. Und auch das „Ausweichen“, das uns so oft empfohlen wird, hat da seine Grenze, wo es um die Grundnahrungsmittel geht. Gerade das, was der durchschnittliche Haushalt am meisten verbraucht: Brot, Kartoffeln, Rindfleisch und Butter, erfuhr die größten Preissteigerungen. Die Herren Sonntagsredner sollten also künftig mit ihren Vorwürfen zurückhalten der sein.

Lotte L.

Hier ging es um den Haushalt

Mit Beethovens „Wut über den verlorenen Groschen“ wurde die hauswirtschaftliche Fachausstellung in Hannover eingeweiht. Das war zweifelsohne eine sehr sinnige Ouvertüre, denn die Hausfrauen zeigten den Besuchern später, wieviel Groschen inzwischen wieder verloren gingen. Da war eine Milchflasche zu sehen, die 1950 noch gefüllt war, heute jedoch halbleer ist. Und die Brotscheiben wurden dargestellt, die uns heute durch den Kaufkraftschwund fehlen, und die Kohlen, und das Stück vom Braten... Nicht umsonst lief die „Hausfrauen-Messe“, wie sie allgemein genannt wurde, unter dem Titel: „Mit den Augen des Verbrauchers“. Aber sie protestierten nicht nur gegen die gestiegenen Preise, und sie beschränkten sich nicht allein darauf,



diesen oder jenen Tipp zu geben und die Hausfrauen zu Qualitäts- und Preisvergleichen anzuregen.

Nein, im Vordergrund stand der Versuch, den Hausfrauen das Hausfrauendasein erträglicher zu gestalten. Warum z. B. muß sie 95 m in der Küche laufen, um ein einfaches Essen zuzubereiten? Das ist beim besten Willen nicht einzusehen. Also wurde eine bessere Küche gezeigt: nicht so geräumig, dafür aber moderner — eine Küche, die Fußmärsche überflüssig macht.

Wichtig war natürlich auch die Mode. An vielen Ständen wurden Mäntel,

Kostüme und Kleider verkauft. Man kam sich zuweilen vor wie auf einem orientalischen Basar. Und unter den Neuheiten ragte eine zerlegbare und nicht sehr teure Modepuppe hervor, die den Selbstschneiderinnen die Anschaffung von kostspieligen Schneiderpuppen erspart.

Überhaupt die Neuheiten! Sie waren natürlich, wie auf jeder Messe, ein besonderer Anziehungspunkt. Und es wurde schon einiges geboten, so neuartige Wasch- und Spültische, an denen selbst die vielgeplagten Ehemänner Geschmack finden dürften, und technische Kücheneinrichtungen

aller Art aus Chrom und Teakholz, neuen Werkstoffen und bunten Kacheln. Nicht nur die Küchenmöbel bekommen ein neues Gesicht — die ganze Küche mit ihren Geräten wird freundlicher, moderner, bunter und dabei praktischer.

Was sonst noch neu war? — Nun, zum Beispiel der backfertige Blätterteig, die hygienisch einwandfreie Reformzahnbürste, eine Koffernähmaschine, Matratzenfüllungen aus Chemiefaserschaum, Taschenbügel-eisen, die gleichzeitig als Tauchsieder zu verwenden sind, eine Bratpfanne, die ein Eisendach trägt und bei sparsamstem Gasverbrauch doppelt so schnell arbeitet wie die konservativen Pfannen...

549 Stände waren Tag für Tag belagert, von Ehefrauen und Ehemännern. Die Verkaufskanonen waren in ihrem Element, zumal sich viele Frauen mit Enthusiasmus auf die Modernisierung ihres Hausstandes stürzten.

Diese dritte Messe hat ihre Vorgängerinnen bei weitem übertroffen. Glücklicherweise. Denn jede gelungene Schau dieser Art hilft den Frauen, die ja Mutter, Gattin, Wirtschaftlerin und nicht selten auch noch Arbeitnehmerin zugleich sein müssen.

Und die Männer, die Vertreter des starken Geschlechts, sie merken erst



in solchen Ausstellungen, was die Frau zu Hause alles leisten muß und wie schwer sie es hat. Darum zeigten sie sich auch in Hannover in einem unglaublichen Maße spendabel; denn sie waren es ja nun, die entdeckt hatten, wie unrationell die Frau in der Küche wirtschaften muß. Insgesamt haben 130 000 Menschen die dritte niedersächsische „Hausfrauen-Messe“ besucht — trotz der Überschwemmungen, die gerade in dieser Zeit weite Gebiete Niedersachsens heimsuchten, und trotz einer Sturmkatastrophe, wie es sie seit 100 Jahren nicht mehr gegeben hat. 130 000 kamen, und die Verkaufsergebnisse verschiedener Branchen waren hervorragend. So kann alles zufrieden sein.

Br.



Der Kokillenmann schreibt einen Brief

Dann ward der Walzwerkstahl in meinem Loch gegossen.
Die große Halle war von rotem Licht durchflossen.
Die Pfanne lief schon voll. Dampfgrollend kam der Kran.
Schwer stand der Bäuche Bau in meiner Grubenbahn.

Verankert hatte ich die Platten und die Pflöcke.
Der Meister schrie: „Los, ran! Zuerst die großen Blöcke!“
Der Kurbelmann gab acht, rief das Signal: Es floß!
In sicheren Hafen glüh sich grell der Stahl ergoß.

Wie's uns umbrandete! Ich sah es kochend quillen.
Der Rauch, der Ruß umstob die Wände der Kokillen.
Es gluckste, spritzte, stieg, von Funken wild umsprüht.
Der Kreis der Männer stand von Flammen ganz umglüht.

„Halt! Stopp! Die Hebel hoch!“ Die Sicherung klappte nieder.
Schon schwenkte sich der Kran zurück zum Abstich wieder.

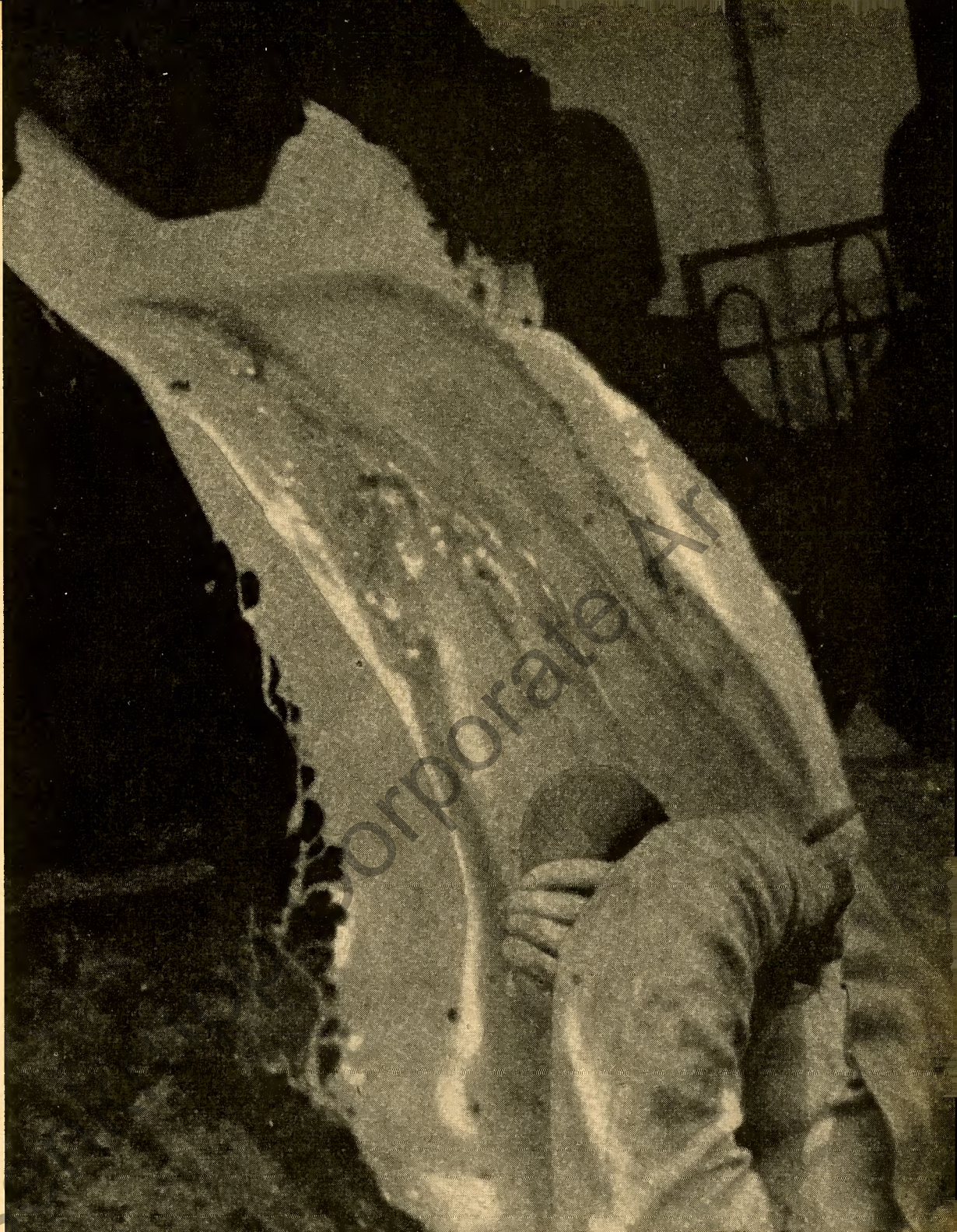
Die Hitze hatte mich umlodert und umwelt,
als ob mich fressen wollt die Glut der ganzen Welt.

Die Glocke schlug, es ward schon wieder angefangen.
Platz muß ich schaffen, schnell, hart klirrten meine
[Zangen.
Herauf stieg Block um Block. Mir brannten Stirn und Hand,
als ständ ich ganz und gar in einem Höllenbrand.

Blaustarr, glutheiß der Stahl, ich kann es dir nicht sagen.
Die Blöcke muß ich ziehn, muß in den Brand mich
[wagen.

So bin ich nun ein Rad in diesem Glutbetrieb. —
Nur eins laß mich noch schreiben: O Du, ich hab Dich lieb.

Otto Wohlgemuth



DAS IST JA GRAUSIG!

Die Montage zeigt, wie einer unserer Kollegen von einem Strom glühendflüssiger Schlacke übergossen wird.

Sicherlich ist das Bild grauerregend. Aber der Unfalltod ist immer grauenvoll, in welcher Gestalt er dich auch treffen mag.

Und wenn es kein „Strom“ von Stahl oder Asche ist, der dich trifft — auch die kleinsten Spritzer werden über dich und deine Familie viel Schmerz und Leid bringen.

Denke daran bei der Arbeit und bei deinem Weg über die Hütte.

UNSER MEINUNGS-TOTO

Mit dem Ablauf der Einsendungsfrist für unsere Meinungsbefragung fällt der Redaktionsschluß für diese Ausgabe zusammen. Wir haben deshalb noch nicht mit der Auswertung der Zuschriften begonnen; sie wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen, da sie gewissenhaft erfolgen soll und muß. Die genaue Zahl der Einsendungen ist noch nicht erfaßt; sie ist ja erst bei der Auswertung von Bedeutung. Immerhin steht fest: über 2000 Einsendungen liegen vor. Das ist eine sehr starke Beteiligung, wie wir sie in unseren kühnsten Annahmen nicht erwarteten. Wußten wir doch, daß — sofern bisher Zeitschriften eine ähnliche Befragung ihrer Leser wagten — sich nur 1 bis 2 v. H. ihrer Leser beteiligten. Wenn bei uns die Beteiligung

mindestens bei 13 v. H. unserer ansprechbaren Leser liegt, dann ist das ein überraschend gutes Ergebnis, das uns mit großer Freude erfüllt.

Über den Daumen gepeilt: etwa die Hälfte der Einsender sind Werksangehörige. Die andere Hälfte sind „Familienangehörige“ und „Freunde des Werkes“, wobei gerade die letzten — auch aus dem Ausland heraus — sich besonders stark beteiligten.

Als Gesamturteil unserer Zeitschrift heißt es fast restlos: „Ihr müßt so bleiben und fortfahren!“ In der Einzelwertung liegen, soviel läßt sich jetzt schon sagen, die Berichte über „Mensch und Betrieb“ bei den Werksangehörigen an der Spitze. Bei den Frauen liegt am höchsten die Wertung unserer

Seite „Das interessiert die Frau“. Besonders gefragt sind bei den Frauen — und das ist eine ganz bedeutsame Feststellung — Fragen der Unfallverhütung.

Es wurden uns viele Vorschläge für den Ausbau der Zeitschrift unterbreitet und auch manche Wünsche nach stärkerer Berücksichtigung bestimmter Fragen und Gebiete. Wir werden auch hier gewissenhaft wägen und prüfen.

Nach Abschluß der Auswertung werden wir ihr genaues Ergebnis veröffentlichen.

Wir danken allen Einsendern für das bewiesene große Interesse und erhoffen uns eine weitere gute Zusammenarbeit.

Herausgeber und Redaktion

Das sind die Treffer

In der Auslosung wurden folgende Preisträger ermittelt:

1. Preis 150 DM

Edith Neuß Los-Nr. 22 922

2. und 3. Preis je 100 DM

Wilhelm Benholz Los-Nr. 56 081

Hildegard Schunder Los-Nr. 42 839

4. bis 6. Preis je 75 DM

Frieda Smentek Los-Nr. 5 262

Gerd Schaar Los-Nr. 14 035

Walter Fetkenheuer Los-Nr. 1 983

7. bis 10. Preis je 50 DM

Burnitzki Los-Nr. 49 335

Agathe Michalski Los-Nr. 28 755

Maria Stein Los-Nr. 51 046

Hildegard Lünig Los-Nr. 44 835

11. bis 20. Preis je 30 DM

Anneliese Aust Los-Nr. 27 233

Hermann Katzke Los-Nr. 32 760

Ewald Becker Los-Nr. 58 831

Heinrich Lünig Los-Nr. 44 834

Herbert Hemmes Los-Nr. 51 945

Hubert Michalski Los-Nr. 28 756

Brigitte Friedrich Los-Nr. 1 855

Elfriede Schaar Los-Nr. 14 033

Adele Paris Los-Nr. 61 231

Erich Gudra Los-Nr. 51 430

21. bis 50. Preis je 20 DM

Rosemarie Adler Los-Nr. 47 825

Heinrich Schulte Los-Nr. 12 054

Mimi Freseler Los-Nr. 19 863

Eduard Weichmann Los-Nr. 45 121

Wilhelm Hasemann Los-Nr. 22 448

Alfred Werner Los-Nr. 37 397

Christine Knierbein Los-Nr. 27 231

Adalbert Giezek Los-Nr. 41 711

Christa Liedtke Los-Nr. 57 928

Kurt Saure Los-Nr. 56 333

Hugo Krapholz Los-Nr. 35 604

Elisabeth Baranek Los-Nr. 39 355

Robert Saatmann Los-Nr. 53 286

Horst Müller Los-Nr. 42 841

Elfriede Riemekasten Los-Nr. 34 342

Klara Sus Los-Nr. 49 719

Bernhard Steinhoff Los-Nr. 34 482

Margot Katlewsky Los-Nr. 18 190

Paul Tack Los-Nr. 15 931

Heinz Graupner Los-Nr. 50 050

Hans Wilking Los-Nr. 1 064

Josef Handtke Los-Nr. 30 542

Wilhelm Sonntag Los-Nr. 12 247

Marta Junczyk Los-Nr. 17 038

Wilhelm Schwarz sen. Los-Nr. 6 569

Irma Freund Los-Nr. 49 611

Friedrich Wieneke Los-Nr. 297

Franz Bentheim Los-Nr. 46 968

Heinrich Breuker Los-Nr. 28 462

Elfriede Schwarz Los-Nr. 48 708

Außerdem wurden wegen der starken Beteiligung noch 10 Bücher als Trostpreise ausgelost. Sie fielen an:

Erich Pentrup Los-Nr. 19 160

Günter Post Los-Nr. 23 846

Helene Almon Los-Nr. 45 689

Heinz Budde Los-Nr. 54 179

Erich Post Los-Nr. 23 845

Horst Duddeck Los-Nr. 20 343

Fritz Eckey Los-Nr. 50 030

Jürgen Kunze Los-Nr. 12 303

Theodor Drupp Los-Nr. 45 547

Alfred Seifert Los-Nr. 20 784

Den Gewinnern unseren herzlichen Glückwunsch!

Die Preise können gegen Vorlage des Loses in der Pressestelle der Westfalenhütte, Dortmund, Stahlwerkstraße Nr. 119, abgeholt werden. Diejenigen Gewinner, die keine Gelegenheit haben, nach Dortmund zu kommen, werden gebeten, die Lose mit Angabe der Anschrift an die Pressestelle zu schicken. Der Preis wird ihnen dann umgehend per Post zugestellt.

... und schon stehe ich vor dem Kadi

Gott bewahre uns vor Wanzen
und den Strafgerichtinstanzen.

(Unbekannter Dichter)

Fassen Sie uns vertrauensvoll bei der Hand, lieber Freund. Wir haben die Absicht, Sie durch einen Dschungel zu führen, in dem schon so mancher brave Mann das Fürchten gelernt hat.

Gemeint ist der Dschungel der deutschen Strafprozesse.

Ohne ein dringendes Bedürfnis bei Ihnen vorzusetzen: Was nicht ist, kann noch werden. Sie sind beispielsweise Kraftfahrer oder Radfahrer. Dann sind Sie nach der Meinung des Bundesjustizministers Neumayer ein Mensch, dem im Falle von Fahrlässigkeit ebenso hart mit dem Gesetzbuch auf den Kopf zu schlagen sei wie einem ordinären Dieb. (So etwa nämlich sprach der Herr Minister beim Juristentag in Berlin.)

Kurzum: Sollten Sie mal das Unglück haben, mit der Straßenverkehrsordnung oder gar Schlimmerem zusammenzustoßen, dann nehmen Sie sich bitte diesen Artikel wieder vor und lesen Sie nach, welche peinlichen Folgen ein Tschelmechtel mit der Dame Justitia haben kann, welch selbiger zu wünschen wäre, daß man sie einmal aus ihren heiligen Hallen herausholte und in ein Auto setzte. Deshalb ist unser „Weg durch den Dschungel“ auch lesenswert für den, der keinen fahrbaren Untersatz hat, denn bekanntlich kann auch der normale Fußgänger Paragraphen anstoßen.

Das ABC der Strafuristerie sind die drei Kategorien, in die man alle strafbaren Handlungen gegliedert hat:

Die Übertretungen

Das sind die kleinen Fische, die den Gerichten ins Netz gehen, bedroht mit höchstens 150 DM Geldstrafe oder mit Haft (was kein Gefängnis ist) bis zu sechs Wochen. Zu dieser Gruppe gehören fast alle Verkehrsdelikte mit Ausnahme der Trunkenheit, der Fahrerflucht, der fahrlässigen Körperverletzung und der fahrlässigen Tötung. Diese Ausnahmen gehören bereits in die Abteilung:

Die Vergehen

Hier setzt es Freiheitsentzug bis zu fünf Jahren und (oder) Geldstrafen, die so hoch bemessen werden können, daß sogar einem deutschen Wirtschaftswunderkind die Tränen darüber kommen können. Übrigens: Gefängnisstrafen beginnen bei einem Tag.

Und jetzt begeben wir uns in die Abteilung:

Die Verbrechen

Alle Tötungs- und schweren Eigentumsdelikte zählen dazu. Für den Kraftfahrer ist diese Gruppe uninteressant, solange er nicht mit Mordabsichten unterm Hut jemanden über den Haufen fährt. Die Strafen sind hier Zuchthaus (mindestens ein Jahr) oder Gefängnis über fünf Jahre.

DER KALTE WEG

Käme jeder Bock, den unsereiner so schießt, gleich vor ein Gericht zur mündlichen Verhandlung, dann hätten wir mehr Richter und Staatsanwälte als Verkehrsschilder. Deshalb erfand man drei Dinge, mit deren Hilfe man die besagten kleinen Fische, also die Übertretungen und geringeren Vergehen, sozusagen auf kaltem Wege abtut:

1. Die gebührenpflichtige Verwarnung

Wer noch nie eine berappt hat, weiß nicht, wie bitter die eigene Wut schmeckt, wenn man sie runterschluckt. Man braucht sie aber nicht zu schlucken; wer die Zahlung (von höchstens 2 DM) verweigern will, darf das tun. Aber den Schaden hat mitunter dann nicht nur die Gemeindekasse, sondern auch der Geldbeutel des Kraftfahrers, denn verweigert er die gebührenpflichtige Verwarnung, dann folgt, so sicher wie das Amen in der Kirche, eine Anzeige, die in der Regel die ganze kostspielige Justizmühle in Bewegung setzt. Wer indessen zahlt, der darf wegen der begangenen Übertretung nicht mehr gerichtlich verfolgt werden. Die Sache ist erledigt. Stellt sich aber später heraus, daß der kassierende Polizist für eine Übertretung hielt, was in Wirklichkeit ein Vergehen war, dann kann das Verfahren erneut in Gang gebracht werden. Das schon ein bißchen schwerere Geschütz ist

2. Die Strafverfügung

Bis zum Besuch unserer Freunde aus Übersee war die Polizei hiezulande selber berechtigt, solche Strafverfügungen uns ins Haus zu schicken. Jetzt muß sie ihr Protokoll zusammen mit einem Strafvorschlag an den zuständigen Amtsrichter weiterleiten, der dann, unabhängig von der Polizeimeinung, die Strafe (höchstens sechs Wochen Haft oder 150 DM) festsetzt. Er kann das ganze Verfahren aber auch einstellen oder zur

weiteren Ermittlung und Anklage dem Staatsanwalt übergeben.

Eine Extrawurst haben sich die Schwaben gebraten. Sie führten in Württemberg ihre Friedensgerichte wieder ein, die zum Wohle der Gemeindekasse alle Übertretungen abrühen können. Die nicht immer von Weisheit getragenen Urteile dieser ehrenwerten Amateurrichter sind indessen von Anwaltschaft und Presse so heftig attackiert worden, daß die schwäbischen Städte und Gemeinden fürchten, ihre Extrawurst könnte vor die Hunde der öffentlichen Meinung gehen.

Dem Einspruch gegen eine friedensrichterliche Strafverfügung folgt die mündliche Verhandlung vor dem Friedensgericht auf dem Fuße (der allerdings oft arg erlahmt). Eine Berufungsmöglichkeit gegen ein solches Urteil gibt es an das zuständige Amtsgericht, das dann allerdings auch schon die letzte Instanz ist.

Außerhalb Württembergs werden Einsprüche gegen Strafverfügungen genauso behandelt wie ein Kontra gegen die dritte Kanone, mit der die Justiz zuweilen nach Spatzen schießt:

Der Strafbefehl

Hier kommt zum erstenmal der Staatsanwalt ins Spiel, und nicht nur Übertretungen, sondern auch kleine Vergehen können auf diesem Wege abgeurteilt werden. Das Schlimmste, was einem der Briefträger ins Haus bringen kann, sind drei Monate Gefängnis.

Freundlicherweise ist eine Belehrung beigefügt, daß man Einspruch erheben könnte, sollte man anderer Meinung sein, als der Staatsanwalt, der den Strafbefehl beantragt hat, und der Amtsrichter, der



ihn erließ. Um sich dies zu überlegen, hat man genau eine Woche (und keine fünf Minuten darüber) Zeit. Danach heißt es: zahlen oder sitzen. Der Einspruch muß schriftlich an das Gericht, das ihn erließ, geschickt werden. Eine Begründung, weshalb man sich auch weiterhin für einen gerechten Menschen hält, ist nicht erforderlich.

Trifft der Einspruch binnen einer Woche nach Zustellung beim Gericht ein, so wird die Hauptverhandlung anberaumt. Wem die Anklagebank im Gericht zu hart ist, der kann sich durch einen Anwalt vertreten lassen und daheim bleiben (was man sonst als Angeklagter im allgemeinen nicht darf).

Doch passen Sie auf: Der Amtsrichter ist, kommt es zur Verhandlung, nicht an das Strafmaß des Strafbefehls gebunden. Ohne zu fragen, ob's etwas mehr sein darf, kann er ein paar Mark oder ein paar Wochen zulegen, und das tut er denn auch oft. Darüber war schon mancher höchst erstaunt, der („Ach, hätt' ich das gewußt!“) seinen Einspruch liebend gern zurückgenommen hätte. Das kann man bis zur Eröffnung der Hauptverhandlung. Aber auch nach einem solchen Urteil ist noch nicht Hopfen und Malz verloren. Was man dagegen tun kann, das deckt sich mit den Rechtsmitteln, die einem gegen das Urteil eines Einzelrichters zustehen, der nicht nur Einspruchsverhandlungen über Strafverfügungen und Strafbefehle, sondern auch erstinstanzliche Sachen verhackstückt.

Und damit sind wir mitten drin im Dschungel des Strafprozeßrechts. Stecken Sie sich mal eine Zigarette an...

DER EINZELRICHTER

Es fängt ganz klein und bescheiden an: Irgendwo in einem Städtchen oder in einer Stadt sitzt, meist in einem Raum, dessen miefige Armseligkeit nicht mal der Portier eines Industriewerks hinnehmen würde, ein Herr, dessen staaterhaltende



Weisheit eben diesem Staat monatlich so an die sechshundert Mark wert ist. Dieser immer schlechtbezahlte und oft recht schlecht gelaunte, weil stets überarbeitete Herr trägt den Titel Amtsgerichtsrat.

Jeder dieser Einzelrichter hat ein Referat, und die Penner, Halunken, Spitzbuben, Gauner und — nun ja: Kraftfahrer, die täglich von der Polizei und der Staatsanwaltschaft in das nimmermüde Mühlrad der Justiz geschaufelt werden, die fallen schön nach Alphabet oder Spezialgebiet sortiert in eben diese Referate.

Dort sitzen, womöglich noch mürrischer als der Herr Amtsgerichtsrat, beamtete Männer und Frauen, die Briefe tippen, Akten tragen, Urteile, Ladungen, Strafbefehle verschicken und überhaupt mit Menschenschicksalen einen Umgang pflegen, der sich kaum von der unpersönlichen Art unterscheidet, in der die Angestellten der Milchverwertungsgesellschaft gleich nebenan mit der Buttermilch und dem Käse umgehen. Davon sieht der Angeklagte nichts. Er bekommt nur den Amtsrichter zu Gesicht, dessen heimlichen Kummer er verständlicherweise nicht teilen kann, den Kummer nämlich, als höchstes der Gefühle Delikte zum Aburteilen zu bekommen, bei denen nicht mehr als ein Jahr Gefängnis zu erwarten ist, während die Kollegen weiter oben mit den Jahren nur so um sich werfen können. Freilich, auch sie tun's nicht gerne, aber es hebt das Ansehen.

Die meisten Kraftfahrer werden, wenn überhaupt, in der ersten Instanz niemals mehr als einen Einzelrichter zu sehen bekommen, denn ein Jahr Gefängnis, das ist für unsereinen schon allerhand Holz, wie man so sagt. Es muß schon einer sehr fahrlässig, womöglich im Rausch, einen Menschen totgefahren haben, wenn er die erste Garnitur des Amtsgerichts zu spüren bekommt, geheißten:

DAS SCHÖFFENGERICHT

Da sitzt dann in der Mitte ein Amtsrichter, und ihm zur Rechten und zur Linken sieht man, besonders bei langweiligen Verkehrsverhandlungen, zuweilen die Köpfe zweier Schöffen her-

niedersinken. Wir wollen diesen honorigen Bürgern, die ein verwaltungstechnisch sehr kompliziertes Schicksal zu Laienrichtern gemacht hat, nicht Unrecht tun, aber sehr oft hat man, wenn man sie so sitzen sieht, das Gefühl, daß die Arbeit, die sie in ihrem Beruf versäumen, in keinem rechten Verhältnis zu der stehe, die sie im Gericht leisten. Und was ihr richterliches Gewicht angeht, so habe ich bisher nur höchst selten mal erlebt, daß ein Berufsrichter mit schlecht verhehltem Zorn ein Urteil verkündete, welches nicht sein eigenes, sondern das der Schöffen war. Und war dies der Fall, dann taugte das Urteil nichts und flog in der nächsten Instanz zum Fenster hinaus.

Doch wie dem auch sei — vors Schöffengericht kommt alles, was für den Einzelrichter zu groß und für das Landgericht zu klein ist. Bei Verkehrsdelikten: fahrlässige Tötung, schwere Fälle von Trunkenheit oder Fahrerflucht. Strafmaximum: zwei Jahre Freiheitsstrafe.

Hiermit könnten wir Schluß machen, gäbe es nicht die Berufungs- und Revisionsinstanzen (denn vor eine Strafkammer oder gar ein Schwurgericht kommt ein Kraftfahrer in der ersten Instanz nur recht selten). Diesen mittleren Tempel der Justiz, genannt

DAS LANDGERICHT

betrifft unsereiner zumeist nur in der Berufung. Und selbst hier bekommt man, stammt das angefochtene Urteil vom Einzelrichter des Amtsgerichts, nicht die volle Kammermusik zu hören, die von drei Berufsrichtern und zwei Schöffen gezeugt wird. Wer ein Urteil des Einzelrichters anfißt, wird vor die Kleine Strafkammer geladen, der ein Berufsrichter vorsitzt, assistiert von zwei Schöffen. Die erste Garnitur, Große Strafkammer genannt, tritt als Berufungsinstanz nur zusammen, wenn das erstinstanzliche Urteil vom Schöffengericht stammt.

Die Frist, binnen welcher gegen amtsrichterliche Urteile, gleichgültig, ob vom Einzelrichter oder vom Schöffengericht, Berufung einzulegen ist, beträgt eine



Woche, gerechnet von der Verkündung des Urteils. Einzuschicken ist sie an das Amtsgericht, nicht an die Staatsanwaltschaft oder das Landgericht. Es genügt aber auch, wenn man zur Geschäftsstelle des Amtsgerichts geht und dort seine Berufung zu Protokoll gibt. Eine Begründung ist nicht notwendig. Man sollte aber unbedingt angeben, ob man die sachlichen Gründe des Urteils, in unserem Fall also den Hergang eines Unfalles, anfechtet oder nur die Höhe der Strafe oder beides. Und dann empfiehlt es sich, zum Berufungstermin, der einem mitgeteilt wird, tunlichst auch hinzugehen, weil sonst nämlich die Berufung sofort verworfen wird. Mit dem Zusatz, versteht sich, daß der Berufungsführende die Kosten zu tragen hat, und die sind, wie noch zu zeigen ist, mitunter recht happig.

In der Berufungsverhandlung wird in der Regel der ganze Fall noch einmal wiedergekaut. Es marschieren also wiederum alle Zeugen und Sachverständigen auf — es sei denn, man ficht nur die Höhe der Strafe an, gibt also die sachlichen Gründe des erstinstanzlichen Urteils zu. In diesem Fall kann das Berufungsgericht mit Zustimmung aller Beteiligten auf Zeugen- und Sachverständigenaussagen verzichten. Immer aber ist eine Berufung ein Risiko, denn die Bestimmung, daß ein Urteil in der Berufung nicht verschärft werden darf, wenn der Angeklagte Berufung eingelegt hat, wird meist dadurch zunichte gemacht, daß eben auch die Staatsanwaltschaft in solchen Fällen vorsorglich Berufung einlegt, und dann darf das Urteil sogar härter werden.

Natürlich kommt es auch vor, daß ein Kraftfahrer gleich in der ersten Instanz vor dem Landgericht landet. Dorthin, vor die Große Strafkammer also, wird ihn die Staatsanwaltschaft bringen, wenn sein Fall besonders schwer oder so bedeutend ist, daß als zweite Instanz sofort unser höchstes Gericht, der Karlsruher Bundesgerichtshof, angerufen werden kann, dessen Urteile für alle bundesrepublikanischen Gerichte bindend sind. Auf diese Weise entstehen die berühmten Grundsatzentscheidungen im Verkehrsrecht, die von fixen Agenturen im Auszug an die Tagespresse vertrieben und von dieser dann, noch einmal im Auszug, gedruckt werden. Meist nimmt ein Redakteur dann noch Sprachverbesserungen an dem schwierigen Gesetzesdeutsch vor, und dann lesen die Karlsruher Richter oft Dinge, die ihre Ohren vor Aufregung so rot werden lassen wie ihre Roben.

Es soll auch Schutzleute geben, die ihre verkehrsrechtliche Wissenschaft aus ihrem Leib- und Magenblättchen beziehen. Kraftfahrer, die zum Prozessieren keine Zeit oder keine Lust haben, bezahlen solche Weisheiten dann hin und wieder mit zwei Mark. Reden wir nicht darüber. Jetzt wird es feierlich, jetzt betreten wir

DAS OBERLANDESGERICHT

Gewöhnliche Sterbliche wie Sie und ich kommen hier nur sozusagen in Begleitung Erwachsener hinein, was in unserem Fall in Begleitung eines Rechtsanwaltes heißt. Wer also erst vom Amtsgericht verknackt, vom Landgericht abgewiesen und nun auf seinen Wunsch zur Revisionsverhandlung vor die dritte Instanz, das Oberlandesgericht, geladen wird, der muß sich unter die Fittiche eines Verteidigers begeben. Der Grund: Hier werden nicht mehr Tatsachen, sondern nur noch rechtliche Dinge verhandelt, deren Zündfolge unergründlich ist. Kein Laienrichter darf hier mehr mitreden oder ein Nickerchen machen; hier sitzen nur der letzten Weisheit nahestehende Oberlandesgerichtsräte und Senatspräsidenten in hochlehnigen Stühlen, kühl bis ans Herz hinan, von keiner Leidenschaft bewegt, die sich in niederen Gerichten zuweilen Bahn bricht. Hier geht es so geistig zu, daß man sich fast schämt, die hochwürdigen Herren wegen ein paar schäbigen Beulen im Kotflügel zu belästigen.

Wir brauchen uns mit diesem Gericht nicht zu beschäftigen. Wer es anruft, muß, wie gesagt, eh zum Anwalt gehen.

Und das bringt uns zu einer Frage, die längst fällig ist:

RECHTSANWALT ODER KEIN RECHTSANWALT

Damit verhält sich's wie mit der Ehe: Tut man's, wird man's bereuen, und tut man's nicht, bereut man's auch. Hat man sich nämlich einen Anwalt genommen und verliert (was vorkommen soll) seinen Prozeß, so reut einen das schöne Geld; geht man straffrei aus, ist man (oft fälschlich) davon überzeugt, daß es auch ohne Anwalt — und ohne Geld für ihn — so gekommen wäre. Nimmt man aber keinen Verteidiger, so geht nach einer Verurteilung fast immer das Gemjammer los: „Hättste man, ach hättest!“ Wenn Sie uns fragen — nehmen Sie sich einen Anwalt; denn unter 100 Verkehrssündern benehmen sich 99 vor Gericht so tapsig wie die ersten Menschen (und der hundertste ist oft Anwalt von Beruf). Jeder dummdreiste Spitzbube ist gewitzter als ein Autofahrer, der sich den Wagen, nicht aber den Charakter verbeult hat.

Ein guter Rat hier, falls Sie einen Anwalt nehmen: engagieren Sie sich nicht den ersten besten, gehen Sie vielmehr zu einem Verkehrsspezialisten, der sein Metier kennt. Die Anwaltskammer in den größeren Städten wird Sie gern beraten.

Den ganzen Ärger aber hält man sich am besten vom Hals, wenn man sich (vorher) einer Rechtsschutzversicherung anvertraut hat, die in Deutschland speziell für Kraftfahrer nicht nur gute Anwälte stellt, sondern auch noch die Prozeßkosten trägt.



Vom Gericht bekommt man bei Verkehrsdelikten, um die es hier allein geht, kaum einen guten Anwalt gestellt, es sei denn, die Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt oder ein Berufsverbot stünde auf dem Spiel. Auch Taube und Stumme erhalten einen Verteidiger, ebenfalls jemand, der länger als drei Monate in Untersuchungshaft war oder bei der Hauptverhandlung aus zwingenden Gründen abwesend ist. Wird Ihnen ein Pflichtverteidiger bewilligt, so können Sie nichts dagegen machen, wenn man Ihnen einen Referendar gibt, der sich beim Gericht in Ausbildung befindet. Wählen Sie sich Ihren Verteidiger jedoch selbst, so sollten Sie nichts unterschreiben, was Ihren Anwalt berechtigt, seinen Referendar mit Ihnen ins Gericht zu schicken, statt selber zu kommen. Nichts gegen die Referendare, zuweilen sind sie besser als ihre Lehrmeister; in der Regel reicht aber ihre Erfahrung nicht aus, und auch die Richter sind ihnen gegenüber häufig ein bißchen herablassend und intolerant. Für Ihr gutes Geld können Sie auch einen guten Anwalt verlangen. Also aufpassen beim Unterschreiben der Vollmacht.

PREISFRAGE

Apropos gutes Geld: Was ein Anwalt kostet, hängt davon ab, was ein Anwalt verlangt. Und das wiederum richtet sich nach der sozialen Stellung seines Mandanten, nach der Schwierigkeit und der Bedeutung des Falles. Und nach der Honorarigkeit des Anwalts. Es gibt zwar eine Gebührenordnung, deren Höchstsätze nur mit der Genehmigung des zuständigen Oberlandesgerichtspräsidenten überschritten werden dürften, doch ist diese Gebührenordnung so weitläufig, wie es unsere Autobahnen eines Tages werden sollen.

Für ein Vorverfahren bis zur Hauptverhandlung werden zwischen 20 und

400 Mark berechnet. Dafür, daß der Anwalt Ihnen am ersten Tag der Hauptverhandlung zur Seite steht, kann er zwischen 40 und 800 Mark nehmen. Jeder weitere Tag vor Gericht kostet Sie zwischen 40 und 300 Mark.

Alle baren Auslagen müssen dem Anwalt ersetzt werden. Muß er für Sie reisen, darf er das auf Ihre Kosten. Er darf auch Tagegelder berechnen und angemessene Auslagen für Übernachtung. Es versteht sich wohl, daß Schriftsätze wie Berufungen und Revisionsanträge sowie die Vertretungen in diesen Verhandlungen nicht gratis sind. Selbst bei Anwälten, deren Honoraransprüche sich in niedrigen Grenzen halten, läuft so ein Prozeß, den man durch mehrere Instanzen zieht, ins Geld. Die Anwaltskosten werden in der Regel nicht auf die Staatskasse übernommen; bei einer Verurteilung schon gar nicht, und im Falle eines Freispruchs nur, wenn er wegen erwiesener Unschuld erfolgte und die Rechtslage so schwierig war, daß dem Gericht ein Anwalt gerechtfertigt erschien. Aber diese Art von Freispruch ist selten. Denn: *Semper aliquid haeret* — es bleibt immer etwas hängen, stöhnen schon die alten Römer. Fast die Regel ist der Freispruch aus Mangel an Beweisen, und hier kann der Richter zwar die Anwaltskosten auf die Staatskasse übernehmen, muß es aber nicht.

Und da wir schon mal beim Geld sind,

noch ein paar Worte über die Gerichtskosten, die im Falle einer Verurteilung ja auch vom Angeklagten zu zahlen sind. Sie lassen sich kaum katalogisieren, da die Berechnung von zu vielen Faktoren, wie Höhe des Urteils, Zahl der Zeugen und Sachverständigen, Schreibgebühren, Beförderungs- und Haftkosten sowie Anzahl und Art der eingelegten Rechtsmittel, abhängt.

Soviel ist sicher: Es hat schon Leute gegeben, die ein Auto kaputtzufahren und dann auch noch das Geld für zwei neue verprozessierten, wenn das Wort erlaubt ist.

Zu den Haftkosten jedoch ist noch etwas zu sagen, was kaum jemand weiß: Wenn Sie glauben, daß man hinter schwedischen Gardinen keine Pension zu zahlen brauche, so haben Sie diese Rechnung ohne den Wirt gemacht. Vater Staat verlangt für angemessenen Komfort zwar auch nur angemessene Preise, aber es läppert sich so im Lauf der Wochen, Monate oder Jahre. Dem Zug der Zeit folgend, haben die Preise für Vollpension (inkl. fl. k. Wasser) sogar aufgeschlagen: Früher begnügte man sich mit 1,80, heute sind 2,50 DM der Satz. Deshalb: Überlegen Sie sich jedes Rechtsmittel, jeden Antrag genau! Es kann Sie nicht nur die Freiheit, es kann Sie auch viel Geld kosten. Die Antwort auf solche Überlegungen hat man fast immer in der eigenen Brust, die man nur dann stolz und herausfordernd schwellen lassen soll,

wenn die Weste darüber auch wirklich weiß ist.

Aber ist die Weste weiß?

Es war hier von den Leuten die Rede, die einen fahrbaren Untersatz haben, und deshalb irgendwie mit der Dame Justitia in Konflikt kommen. Damit wollten wir nicht sagen, daß nun alle anderen Träger blitzsauberer Westen wären. Im Gegenteil. Ein Erfahrungsbericht einer Berufsgenossenschaft zeigt eindeutig — und das wird Sie vielleicht überraschen —, daß Autofahrer im Verhältnis die wenigsten Unfälle verschulden. Bei Unfällen unter Beteiligung von Personenwagen und Motorrädern lag die Schuld zu 57 von Hundert an den Motorradfahrern. Bei Unfällen mit Personenwagen und Fußgängern waren zu 63 von Hundert die Fußgänger schuld, während die Radfahrer sogar 77 von Hundert aller Unfälle verschuldeten, bei denen ein Personenwagen und ein Radfahrer beteiligt waren. „Würden sich also“, so heißt es in dem Bericht, „Fußgänger, Radfahrer und Motorradfahrer wenigstens nur so vernünftig verhalten haben wie die Personenwagenfahrer, so wäre eine ganze Anzahl von Unfällen vermieden worden.“

Wer kann da von Raserei sprechen

Da wir nun einmal bei dem Bericht der Berufsgenossenschaft landeten: nach ihm ereigneten sich die meisten Unfälle im mittleren oder unteren Geschwindigkeitsbereich. Zwei Drittel aller Unfälle passierten bei Geschwindigkeiten zwischen null und 50 Stundenkilometern, fast 40 von Hundert unter 40 Stundenkilometern. Selbst im Geschwindigkeitsbereich zwischen 10 und 20 Kilometern je Stunde, den man eigentlich für recht ungefährlich hielt, ereigneten sich noch sechs von Hundert der Unfälle. Dagegen zeigt der Bericht deutlich, daß bei gefahrenen Geschwindigkeiten von mehr als 70 Stundenkilometern nur noch acht von Hundert, bei Geschwindigkeiten von mehr als 80 Stundenkilometern nur noch drei von Hundert der Unfälle entstanden. Es ist auch keineswegs so, daß bei den höheren Geschwindigkeiten die Zahl der tödlichen Unfälle unverhältnismäßig hoch ist. Auch die tödlichen Unfälle haben ihr Maximum bei 40 bis 50 Stundenkilometern.

Zurück zum Ausgangspunkt: Hoffen wir, daß Sie nie in den Dschungel der Prozesse hineinstolpern — und wenn schon, drücken wir den Daumen, daß Sie sich in ihm nicht verlaufen.

Am Morgen nach den Feiertagen

Am Morgen nach den Feiertagen

heimzukehren ins Werk:

Die Werkstatt ist dunkel,

*über einem Arbeitstisch brennt einsam
ein Licht;*

die Plätze vor den Maschinen sind leer.

*Die Klingel der Kontrolluhr nur bricht
in die Stille,*

unerbittlich zerhackt sie das Lied,

das im Kopf dir herumgeht seit gestern.

Ein Preßluftventil zischt,

laut klappern die Rohre der Heizung.

Ein Arbeiter tritt auf klirrendes Blech.

Dann heult die Sirene.

Unheimlich dehnt sie den Ton.

Schon beginnt ein Motor sein

summendes Lied.

*Die große Schere poltert in die Stille
hinein.*

Ein ohrenbetäubender Knall:

Der Gasofen wurde entzündet.

Nun endlich ein Hammerschlag:

die Schmiede beginnen ihr Werk.

*Laut kreischen die Bohrmaschinen,
die Niethämmer rattern.*

Jemand ruft: „Kran!“

*Und schon poltert das Ungetüm
über die Häupter der Männer hinweg
durch die Halle.*

*Die Ankörner beginnen ihr Werk,
es fallen die Hämmer im Takt
auf das dröhnende Eisen.*

Alle Trägheit verlischt.

*Und der letzte Ton jenes Liedes von
gestern*

verschwimmt

*im brausenden, donnernden Rhythmus
der Arbeit.*

Erich Grisar



Grundstein für den weißen Ball

Die Sommerspielzeit neigt sich ihrem Ende zu. Es wird nur noch einige Wochen dauern und das fröhliche Tummeln auf den Tennisplätzen hat für dieses Jahr seinen Abschluß gefunden. Obwohl die Witterung im allgemeinen schlecht war, konnte dennoch ein reger Spielbetrieb festgestellt werden.

Die Tennismgemeinschaft Westfalia hat auch in diesem Jahr wiederum eine Reihe von Turnieren auf ihrer Anlage durchgeführt, wobei die Nachwuchsmeisterschaften von Westfalen, die nun bereits zum vierten Male auf ihrer Anlage ausgetragen wurden, einen besonderen Raum einnehmen. Zu erwähnen wäre noch, daß kürzlich zum ersten Male Tennisfreunde aus der Ostzone, und zwar die Betriebssportgemeinschaft „Medizin“, Potsdam, zu Gast waren.

Neben der regen Spieltätigkeit konnte in diesem Jahr auch ein erhebliches Anwachsen der Mitgliederzahl festgestellt werden. Zur Zeit sind 240 Mitglieder eingetragen, von denen rund 75 v. H. Werksangehörige sind.

Ein ganz besonderes Ereignis für die Mitglieder der TG Westfalia war die kürzliche Grundsteinlegung zu einem Tennishaus, das oberhalb des Meisterschaftsplatzes errichtet wird. Nachdem sich die Mitglieder seit 1950 mit behelfsmäßigen Umkleideräumen begnügen mußten, können sie nun schon bald ein eigens für sie gebautes Heim in Benutzung nehmen.

Die Grundsteinlegung wurde von Arbeitsdirektor Berndsen vorgenommen. Am Schluß seiner Ausführungen gab Direktor Berndsen den Wortlaut der Urkunde über die Grundsteinlegung bekannt:

„Die Westfalahütte AG hat die in der Hoesch Sport- und Erholungsanlage durch Kriegereignisse zerstörten Tennisplätze im Jahre 1950 wiederhergerichtet und der neugegründeten Tennismgemeinschaft ‚Westfalia‘ e. V. zur Benutzung zur Verfügung gestellt. Nunmehr hat die Westfalahütte AG zur Förderung der Sportkameradschaft den Bau eines Vereinshauses für die Tennismgemeinschaft beschlossen, dessen Bau-

beginn wir hier erleben. Im Auftrage des Gesamtvorstandes der Westfalahütte AG lege ich hiermit in feierlicher Form den Grundstein für das Tennishaus und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß dieses Haus die Voraussetzungen für eine echte Gemeinschaft im Verein schafft. Möge die Tennismgemeinschaft ‚Westfalia‘ in diesem Haus für immer in Frieden sportliche Gemeinschaftsarbeit leisten.“





ARBEIT UND BUCH

In den letzten zwölf Monaten hat die Pressestelle 5130 Bücher im Gesamtpreis von 28 032,75 DM an 1782 Mitglieder der Büchergilde innerhalb des Werkes ausgeliefert.

13,5 v. H. der Belegschaftsangehörigen sind Mitglieder der Büchergilde, und zwar 11,9 v. H. der Arbeiterschaft und 18,7 v. H. der Angestelltenschaft, während letztere 11,1 v. H. der Gesamtbelegschaft ausmacht. Die Angestellten beziehen also im Durchschnitt mehr Bücher als die Arbeiter.

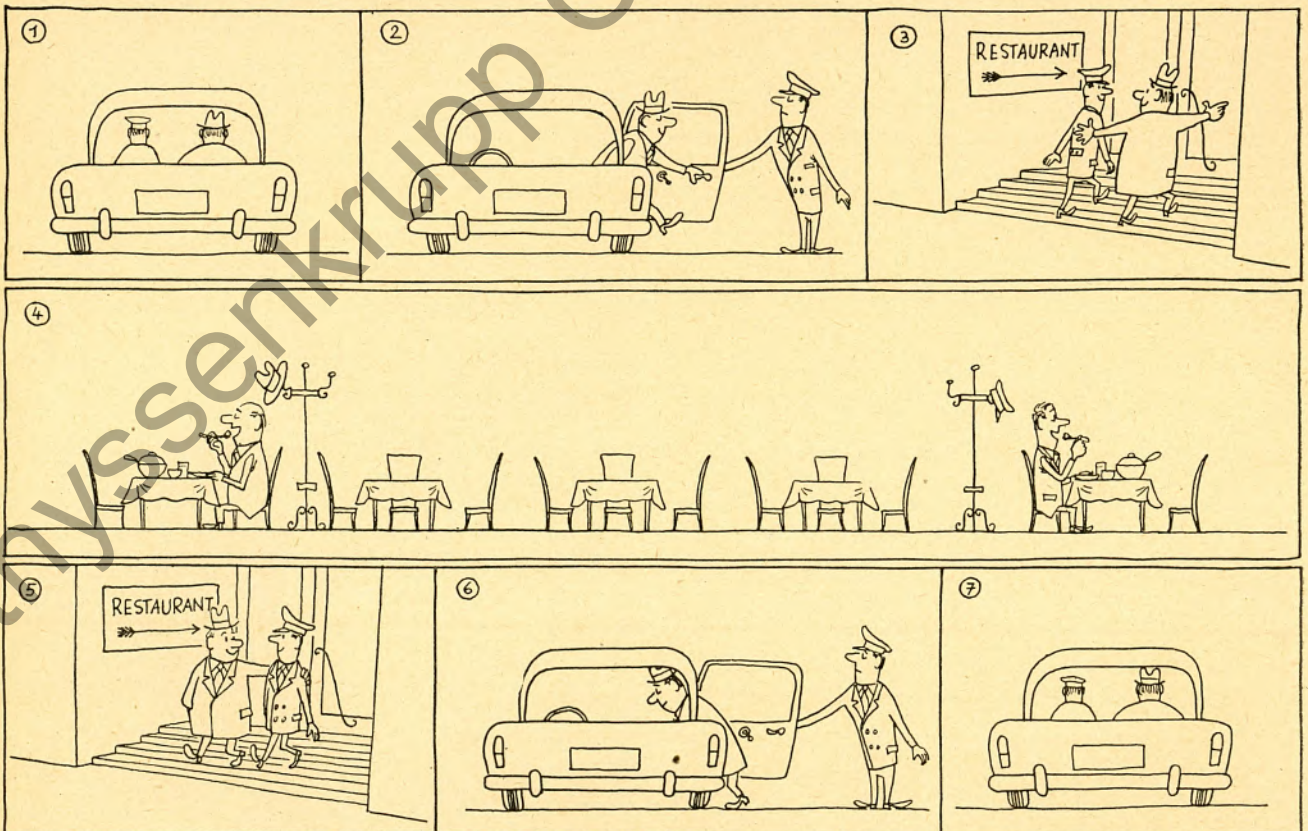
15 v. H. der Mitglieder der Büchergilde sind 14 bis 20 Jahre alt, 33 v. H. 20 bis 30 Jahre, 26 v. H. 31 bis 40 Jahre, 15 v. H. 41 bis 50 Jahre und 11 v. H. über 51 Jahre alt.

Die 14- bis 20jährigen machen 9,5 v. H. der Gesamtbelegschaft aus, ihr Anteil an der Mitgliedschaft der Büchergilde beträgt aber 21,1 v. H. Der Anteil der 21- bis 30jährigen macht 26,7 v. H. der Gesamtbelegschaft und 17,6 v. H. der Mitgliedschaft der Büchergilde aus. Der Anteil der 31- bis 40jährigen liegt auf 20,1 v. H. und 17,1 v. H., der der 41- bis 50jährigen auf 19,1 v. H. und 10,1 v. H., der der Belegschaftsmitglieder, die älter als 51 Jahre sind, beträgt 24,6 bzw. 5,9 v. H.

Das sind interessante Vergleichszahlen, die vor allem beweisen, daß der Buchhunger der Jugendlichen außerordentlich hoch ist. Diese Feststellung ist besonders erfreulich in einer Zeit, in der die Jugendlichen in Bausch und Bogen als „Halbstarke“ diffamiert werden, die nur Interesse an Rowdytum, an Vergehen und Verbrechen hätten. Die Jugend stellt im Verhältnis mehr als doppelt soviel Bezieher guter Bücher als die Erwachsenen, das soll besonders herausgestellt und unterstrichen werden.

„Abstand muß sein“ (Eine Geschichte ohne Worte)

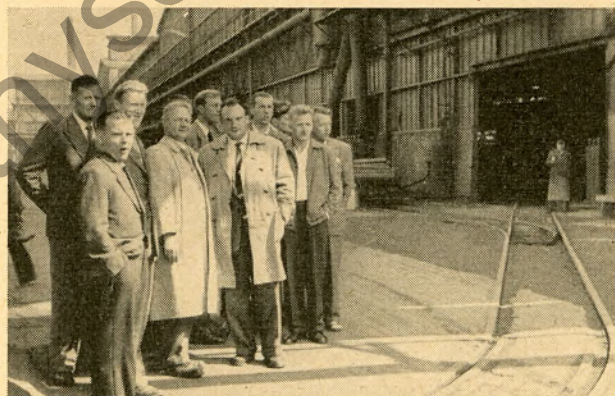
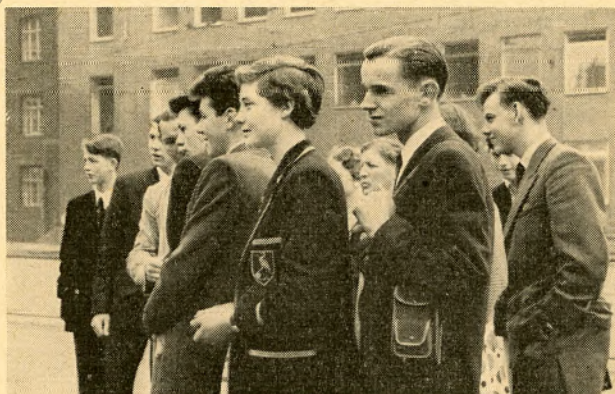
Aus: „Junge Wirtschaft“, Zeitschrift für fortschrittliches Unternehmertum





Sie kommen zu uns

aus vielen Ländern, um unsere Hütte zu besichtigen. An fünf Tagen einer einzigen Woche besuchten uns 60 Franzosen, 35 Schweden, 60 Schweizer,



40 Engländer und 40 Studenten als Teilnehmer einer internationalen Studientagung. In den letzten Monaten waren es im Durchschnitt über 1000 Besucher, die monatlich unser Werk besichtigten. Ihnen allen zeigen wir sehr gern unsere Werksanlagen, den Ablauf des Produktionsprozesses, unsere sozialen Einrichtungen. Und wir pflegen mit ihnen das offene Gespräch, das oft zu einem Gespräch über die Grenzen wird und somit zum gegenseitigen Verstehen beiträgt.

„Ich bin reichlich mißtrauisch“

So sagtest du mir, Kollege Heinrich. Erinnerst du dich: wir saßen in der Werkschänke zusammen. Du sprachst viel von deinem Arbeitsplatz und auch davon, daß dort manches geändert werden müßte. Was lag für mich näher, als dir zu sagen: „Wenn das so ist, dann reiche doch mal einen Verbesserungsvorschlag ein.“

Das paßte dir gar nicht: „Ach, die da oben sehen es bestimmt nicht gerne, wenn unsereins Verbesserungsvorschläge macht.“ Die da oben — damit meintest du den Meister, Obermeister, Betriebsassistenten, Betriebschef. „Und dann sticheln die Kollegen über mich als den Radfahrer mit der goldenen Lenkstange. Und dann: wer weiß, ob der Vorschlag richtig begutachtet wird. Und dann...“ Nun, du hattest schon einige Vorbehalte auf Lager.

Ich habe mir deine Vorbehalte überlegt, und ich habe nachgeforscht:

Was wird aus einem Vorschlag?

Ich setze voraus, daß er an die richtige Adresse gerichtet wurde: *Dipl.-Ing. Sondermann, Kaliberwalzwerk*, der Vorsitzender des Ausschusses für das Vorschlagswesen ist. Er arbeitet den Vorschlag durch und gibt ihn dann an die Ausschußmitglieder — drei Ingenieure und drei Betriebsratsmitglieder — zur Durcharbeitung und Stellungnahme weiter. Jedes Ausschußmitglied bildet sich seine eigene Meinung und ist niemandem verantwortlich als seinem eigenen Gewissen. Eventuell wird der Betrieb zur Stellungnahme aufgefordert. Eventuell auch gehen die Ausschußmitglieder in den Betrieb, um die Möglichkeiten und Auswirkungen des Vorschlages an Ort und Stelle zu überprüfen und notfalls Versuche durchzuführen. Dann fällt der Ausschuß — es sei wiederholt: er ist absolut unbeeinflussbar und völlig unabhängig — seine Entscheidung. Diese Entscheidung wird dem Vorstand zur Genehmigung vorgelegt.

Einwandfreier und korrekter geht es wahrlich nicht, und es sei ausdrücklich festgestellt: kein Vorgesetzter hat irgendwelchen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf Annahme oder Ablehnung eines Vorschlages. Und jeder Meister oder Betriebschef wäre fehl am Platze, wenn er einen guten Vorschlag, der aus seiner Abteilung oder aus seinem Betrieb kommt, irgendwie zu sabotieren versuchen würde.

31 Vorschläge = 6495 DM

Nehmen wir einige Beispiele aus der Sitzung des Ausschusses vom 22. August 1956. Da hatte der Betrieb für eine erhebliche Verbesserung die Zahlung einer Prämie von 1000 DM vorgeschlagen. Der Ausschuß hat nachkalkuliert und die Prämie auf 1500 DM festgesetzt.

In einem anderen Falle hatte der Ausschuß in seiner Sitzung vom 16. Juni 1956 einen gemeinsamen Vorschlag von zwei Kollegen mit einer Prämie von je 220 DM bedacht. Bei einer nachträglichen Überprüfung stellte sich heraus, daß der Vorschlag wertvoller war, als zuerst ermittelt werden konnte. Daraufhin wurde in der letzten Sitzung auf eine zusätzliche Prämie von je 280 DM erkannt.

In einem dritten Falle setzte der Ausschuß für einen Vorschlag eine Prämie von 500 DM fest, erklärte aber gleichzeitig: „Sollte der Vorschlag sich wirklich so bewähren, wie wir es vermuten, dann müßte nach einem Jahr eventuell nochmals eine zusätzliche Prämie von 500 DM gezahlt werden.“

In einem weiteren Falle hatte sich ein am 16. Juni 1956 mit 250 DM prämiierter Vorschlag in seiner Auswirkung wertvoller gezeigt, als zuerst angenommen wurde. Jetzt wurde eine weitere Prämie von 250 DM angewiesen.

Die Behandlung dieser Fälle in der letzten Sitzung ist ein klarer Beweis dafür, wie verantwortungsvoll die Ausschußmitglieder überlegen und handeln.

In der letzten Sitzung wurden übrigens 31 Vorschläge mit insgesamt 6495 DM prämiert. Die Durchschnittsprämie beträgt also rund 210 DM. Einschließlich der Anerkennungen wurden in der letzten Sitzung 7355 DM angewiesen.

Und wo bleibt dein Vorschlag?

Ich nehme an, lieber Kollege Heinrich, daß die Feststellung dieser Tatsachen deine Vorbehalte und Bedenken und vor allem dein Mißtrauen zerstreut hat. Und was deine Kollegen betrifft: seit wann fragt ein anständiger Kerl danach, ob irgendeiner meckert, weil er das Zeug nicht in sich hat, einen Verbesserungsvorschlag machen zu können!

Wo also bleibt dein Verbesserungsvorschlag?

Durchweg handelt es sich ja nicht um das „Wollen“, sondern um das „Eingezogenwerden“. Immerhin machen sich unsere — vorerst jungen — Kollegen verständlicherweise schon jetzt Gedanken darüber, inwieweit ihr Arbeitsplatz davon betroffen wird und welche Einwirkungen sie für ihre berufliche Situation zu erwarten haben.

Es gibt bislang nur einen Entwurf zu einem Arbeitsplatzschutzgesetz. Nach ihm ist vorgesehen, daß das zivile Arbeitsverhältnis mit der Einberufung zum normalen Grundwehrdienst enden soll. Der Urheber des Entwurfes, das Bundesverteidigungsministerium, steht auf dem Standpunkt, daß es dem Arbeitgeber nicht zugemutet werden kann, den Arbeitsplatz des Wehrpflichtigen für ein oder anderthalb Jahre — je nachdem, welche Wehrzeit der Bundestag beschließen wird — freizuhalten. Es müßten Ersatzkräfte eingestellt werden, und eine neuerliche Umstellung nach so langer Abwesenheit sei mit zu großen und nicht zumutbaren Schwierigkeiten verbunden. Man billigt dem Wehrpflichtigen lediglich den Anspruch zu, nach Beendigung der Dienstzeit bevorzugt in einen Arbeitsplatz vermittelt zu werden. Der Vorzug wird verglichen mit dem, auf den die Vertriebenen, Heimkehrer und Evakuierten Anspruch haben. Im öffentlichen Dienst soll er Kandidaten gleicher Eignung vorgezogen werden.

Wer die Praxis kennt, ist von diesem Vorschlag nicht gerade angetan. Man kann nicht von der Hand weisen, daß für die Betriebe durch die lange Dienstzeit große innere Schwierigkeiten entstehen könnten, würden sie die Plätze freihalten, andererseits sollte man es sich doch nicht so sehr einfach machen, denn es ist klar, daß nach diesem Vorschlag das ganze Risiko — wir wissen übrigens ja auch nicht, ob wir immer eine so gute Arbeitsmarktlage haben wie heute — wiederum beim Arbeitnehmer allein liegt.

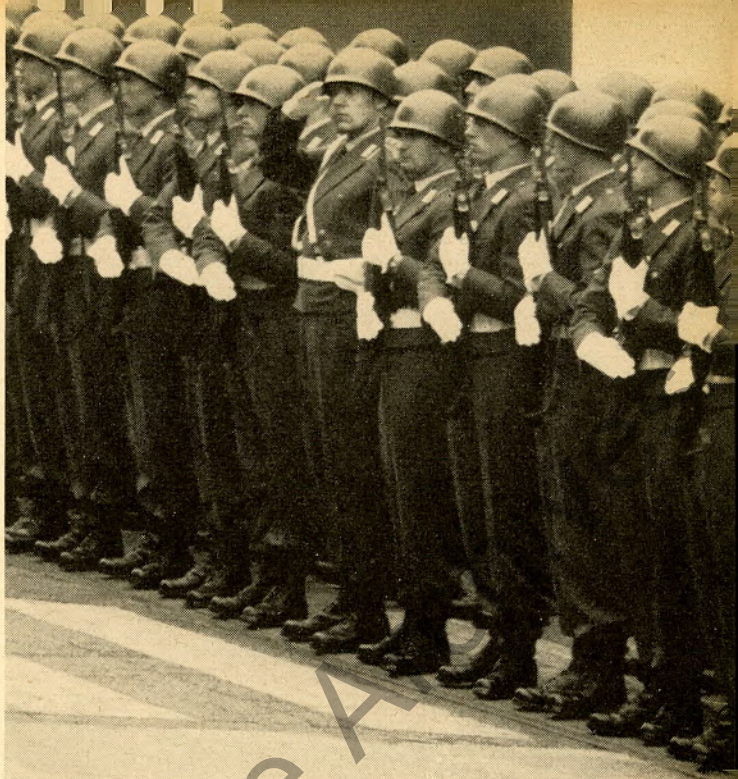
„Wer will unter die Soldaten ...?“

DIE RESERVISTEN

haben es nach diesem Entwurf etwas besser. Jene, die als bisher ungedient ein halbes Jahr Übung machen müssen und jene, die zu noch kürzerem Wehrdienst eingezogen werden, behalten ihren Arbeitsplatz. Für die Wehrdienstdauer ruht das Arbeitsverhältnis lediglich. Es wird kein Gehalt gezahlt. Den Familienunterhalt regelt ein anderes Gesetz. Der Bundesfinanzminister muß hier zahlen.

Für diese Reservisten soll auch ein erweiterter Kündigungsschutz geschaffen werden, der verhindert, daß man Angestellte und Arbeiter wegen ihrer Einberufung entlassen kann. Werkwohnungen können auch nicht gekündigt werden. Diese Dienstzeit soll bei der Wiederaufnahme der Berufstätigkeit auf Berufs- und Betriebszugehörigkeit angerechnet werden. Im öffentlichen Dienst zählt sie zur Dienstzeit.

Was den Urlaub betrifft, so sind hier die Bedingungen noch am erträglichsten. Bei der Einberufung zum Grundwehrdienst, die gewöhnlich vier Wochen vor Dienstantritt erfolgt, soll der Arbeitnehmer den ihm zustehenden Urlaub erhalten. Bei verkürztem Grundwehrdienst erhalten Arbeitnehmer von der Bundeswehr selbst für den angefangenen Monat Wehrdienst ein Zwölftel des Jahresurlaubes, der den Soldaten gewährt wird. Damit soll dann der Urlaubsanspruch aus dem Arbeitsverhältnis zur Hälfte abgegolten werden. Den Rest seines Urlaubs erhält der Arbeitnehmer vorher oder nachher. Der Erholungsurlaub des Arbeitnehmers kann aber durch Wehrübungen nicht gekürzt werden. Das Bundesverteidigungsministerium wird gleich nach den Sommerferien dem Bundeskabinett diesen Gesetzentwurf vorlegen.





Der Klüngelkerl gehört immer noch zu den bekannten Typen im Dortmunder Straßenleben

Wenn in früheren Zeiten die Behörde einer Stadt ihren Bürgern etwas mitzuteilen hatte, ließ sie es ausschellen. Das geschah auf die Weise, daß ein meist schnauzbärtiger Amtsdienner sich auf den Marktplatz stellte, eine schwere Glocke in Bewegung setzte, um dann mit dröhnender Stimme von einer Urkunde abzulesen, was man sich im Rathaus ausgedacht hatte.

Aber nicht nur die Behörde hatte den Bürgern etwas zu verlautbaren, wie es im Amtsdeutsch heißt, der Bürger selbst nahm seine Stimmgewalt in Anspruch, wenn er seinem Nachbarn etwas mitzuteilen hatte. Meist allerdings waren es durchreisende Handelsleute, die auf solche Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten. So kennt wohl jeder noch die heute längst verschwundenen Gipsfigurenhändler, die über die Alpen zu uns kamen, um hier ihre schneeweiße Ware mit dem ununterbrochenen Ruf: „Kaufe Figural! Kaufe Figural!“ an den Mann zu bringen. Landsleute dieser braunen Gestalten waren es, die durch ihre unermüdliche Ermahnung: „Schale abpella! Schale abpella!“ uns in unserer Jugend mit

Immer seltener wird der Kohlenhändler, der mit seinem Wagen durch die Straßen fährt und seine Ware eimerweise verkauft



Der Dortmunder Ausruf

dem zweckmäßigen Genuß gerösteter Erdnüsse bekannt machten. Eine oft gesehene Erscheinung im Straßenbild früherer Jahrzehnte war auch der Sandbauer, dessen Ruf: „Weißer Sand, feiner weißer Sand, der Eimer nur fünf Pfennig!“ an jedem Sonnabend zu vernehmen war. War es doch üblich, die am letzten Wochentage blankgescheuerten Dielen mit weißem Sand zu bestreuen, damit sie am Sonntag noch sauber waren. Heute erinnert wohl nur die Redensart vom Sandmann, der abends zu den Kindern kommt, um ihnen Schlafsand in die Augen zu streuen, an diese Gewohnheit einer vergangenen Zeit.

Längst verklungen sind auch die Rufe der Viehtreiber, die, in hellen Kitteln und mit dünnen Stöckchen in der Hand, mit lautem „Keuh, Keuh, holla“ das Vieh von den Weiden an der Burgholz- und Münsterstraße zum Viehmarkt trieben, womit sie sich ihre fällige Schnapsration verdienten.

Auch der Kohlenhändler, der seine Kundschaft mit dem Ruf: „Kohlen, Koks, Briketts!“ an seinen Wagen lockt, scheint von Jahr zu Jahr seltener zu werden, während der Schornsteinfeger sich nach wie vor mit dem laut durch das Haus gebrüllten Ruf: „Schornsteinfeger kommt mojen!“ ankündet.

Wer in einem der zahlreichen Vororte unserer Stadt wohnt, hat dort wohl auch heute noch Gelegenheit, den melodischen Ruf eines Fischhändlers zu vernehmen, der seine Ware mit dem Ruf: „Grüne Heringe, Schellfisch, Kabljau!“ anbietet.

Zu den seltenen Gestalten gehörten wohl auch früher schon die meist aus Böhmen kommenden Rastelbinder, die mit dem Ruf: „Ratzifalli, Mausifalli!“ aus Draht und dünnem Weißblech angefertigte Haushaltgeräte an den Mann zu bringen versuchten, während aus Holland die Kaaskerle kamen, die, blaue, mit roten Käsekugeln gefüllte Quersäcke über den Schultern tragend, sich mit dem Ruf: „Hollandsche Kaas!“ in Erinnerung brachten.

Originell sind immer die Marktfrauen unserer Stadt gewesen, die es wohl auch heute noch sowohl an Stimmgewalt als auch an Witz mit jedem Rundfunkansager aufnehmen. „Soll's was sein, junger Mann?“ beginnen sie gewöhnlich das Gespräch mit dem Vorübergehenden. „Aber lecker der Wein! Lecker, lecker!“ preisen sie im Herbst die leuchtenden Weintrauben an, oder mit geschäftstüchtiger Entschlossenheit: „Darf ich Ihnen ein Pfündchen von den leckeren Omalutschenbummelbirnen in die Tüte tun?“ Manchmal wird auch die Poesie bemüht, so, wenn eine deftige Mittvierzigerin Jahr für Jahr ihre reife Ware mit den Worten anpreist:

„Pflaumen wie die Eier,
bloß nicht so teuer!“

Manche der hier erwähnten Gestalten wird man wohl auch in anderen Städten kennen, eine Type jedoch scheint es nur bei uns zu geben: den Klüngelkerl. Zwar nennt er sich heute meist Rohprodukthändler, doch hindert ihn das keineswegs, seine Kundschaft heute wie je mit jener auf einer sogenannten Klüngelkerlspfeife gespielten Melodie anzulocken, der der Volksmund die Worte unterlegt:

„Kinderkes, bringt Klüngelkes,
wenn auch drin gedrissen äs!“

Erich Grisar †

DAS IST MEINE MEINUNG

OFFENES VISIER!

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß sich ein Gesprächspartner vorstellt. Das geschieht üblicherweise durch Nennung des Namens. Die Vorstellung ist um so notwendiger, wenn jemand die Absicht hat oder den Willen äußert, vor dem Forum der Leserschaft einer Zeitschrift seine Meinung zu bekennen. Nun hat ein oder eine „Rix“ uns den nachstehenden Beitrag über „Rassenhaß“ geschickt und dabei geschrieben:

Als Anlage übersende ich Ihnen einen kleinen Beitrag über das Rassenproblem, das sich ja besonders in den letzten Tagen stark in den Vordergrund geschoben hat.

Vielleicht können Sie ihn für die Werkzeitschrift verwenden. Da ich bei Ihnen beschäftigt bin, habe ich, nachdem ich das Testblatt in der letzten Ausgabe aufmerksam studiert habe, einmal einen kleinen Beitrag ausgearbeitet.

Meinen Namen möchte ich nicht nennen. Vielleicht unterzeichnen Sie den Beitrag mit dem Zeichen „Rix“, unter dem Sie mir auch bitte näheren Bescheid um die Sache geben wollen (postlagernd unter Rix, Dortmund Hauptpost).

Hochachtungsvoll
Ihr Rix

Solche Schreiben sehen wir nicht gern. Es ist unserer Auffassung nach ein Mangel an Zivilcourage, wenn ein Einsender sich hinter Anonymität versteckt — und auch ein Pseudonym ist anonym.

Es sei ausdrücklich betont, daß wir jedem das Recht zubilligen, uns zu sagen: „Meine Einsendung bitte ich mit den Anfangsbuchstaben meiner Vor- und Zunamen zu veröffentlichen“ oder „unter folgendem Pseudonym“. Wir sichern ihm das Redaktionsgeheimnis zu, werden also das Vertrauen, das er uns anbietet, nie verletzen. Aber unsere Grundbedingung bleibt: Nennung des Namens der Redaktion gegenüber. Wir bleiben allerdings darüber hinaus der Auffassung, daß jeder, der in der „Westfalenhütte“ seine Meinung äußert, mit offenem Visier antreten möge, weil wir glauben, daß unsere Freunde und Leser ein Anrecht haben, zu wissen, wer ihnen etwas sagt. Die Nennung des Vor- und Zunamens unter der veröffentlichten Einsendung soll also die Regel bleiben. Wir veröffentlichen trotzdem ausnahmsweise die Einsendung des oder der „Rix“, weil wir bisher an dieser Stelle noch nicht ausdrücklich auf die — uns selbstverständliche — Voraussetzung einer Einsendung hingewiesen hatten: Nennung des Namens!

Die Redaktion

Rassenhaß

Tennessee und Texas gleichen einem Hexenkessel. In den Zeitungen häufen sich die Meldungen über Aufruhr und Massendemonstrationen der Weißen gegen die Zulassung von Negern in Schulen, die bisher der Rassentrennung unterlagen. In Oliver Springs und Clinton (Nachbargemeinden im Staate Tennessee, USA) mußten die Farbigen durch Milizeinheiten geschützt werden, da der Kampf Weiß gegen Schwarz sich bereits nicht mehr auf seinen eigentlichen Anlaß beschränkt, sondern die volle Ursache, Auflehnung gegen jegliche Gleichstellung mit Farbigen, zum Ausdruck kommt.

Ist es recht, so zu handeln? Nein, gewiß nicht! Man könnte sagen, wir aus unserer christlichen Einstellung oder reinem Gefühl der Menschlichkeit heraus denken anders, würden

anders handeln. Aber sind nicht jene Weißen, die mit Maßnahmen von „Halbstarken“ — Krawall und ernstliche, z. T. blutige Zusammenstöße — gegen die Aufnahme der farbigen Schüler in bisher nur Weißen vorbehaltene Schulen oder — das Übel gleich an der Wurzel zu treffen — gegen die Degradierung ihres eigenen „Ichs“ durch die Gleichstellung der Farbigen protestieren, nicht auch „Christen“, nicht auch „Menschen“? Oder steht da nur die Masse, die den einzelnen, den Menschen, nicht gelten läßt, sondern nur das Ganze, mit dem er steht und fällt?

Alle Menschen sind gleich. Sie sind die höchsten Wesen, die Gott für die Erde geschaffen hat, damit sie auf ihr leben und sie beherrschen; aber sicher nicht so beherrschen, daß die um eine Nuance hellere Rasse sich die andere untertan macht, um sie auf die Stufe eines Tieres hinabsinken zu lassen. Auch diese sind geschaffen, die Erde zu beherrschen.

Sind diese Aufrühre etwa das Produkt der „höheren und älteren Kultur“ der weißen Völker?

Die westliche Welt wehrt sich gegen die Vermassung, in der der Mensch zur Nummer wird. Man gründet Kampfgruppen gegen die Unmenschlichkeit usw. Aber sollte man nicht erst einmal im eigenen Lager „aufräumen“? Wir heißen das Tun der östlichen Diktatur nicht gut. Wir möchten ihr zeigen, daß wir, die westliche Welt, die vielfältigen Probleme (die durchaus nicht immer auf Atom-basis liegen müssen) besser lösen. Aber dieser Aufruhr wider ein der menschlichen Würde gerecht werdendes Gesetz ist ein schwarzer Meilenstein in dem seit Abraham Lincoln (1840) heiß geführten Kampf um die Freiheit und Gleichstellung der Farbigen.

— Rix —

Was ist „Überhitzung“?

Mit „Überhitzung“ dürfte das auf dem Wirtschaftsmarkt gemeint sein, was man auf dem engeren Bereich, dem Kapitalmarkt, mit „Hausse“ bezeichnet. Diese Erscheinung der hohen Konjunktur ist, außer auf dem Kapitalmarkt, an den langen Lieferzeiten und dem fast ungehemmten Verhalten der Käufer, insbesondere der großen Käuferschicht des Kleinverbrauchs, erkennbar. Der Symptome sind genug, und wenn man auch nicht schon von einer „Treibhaushaft“ der Wirtschaft sprechen kann, so zeigt doch „Überhitzung“ das erste Stadium einer zunächst noch angenehm empfundenen Hochtemperierung an.

Die Tendenz zur Ausweitung der Betriebe infolge des unbefriedigten Marktes und der erhöhten Kaufkraft der Bevölkerung, ferner die sich steigenden Produktionskosten und Investitionen (die zum Teil durch die Produktivität wettgemacht werden) erfordern große Geldmittel, denen ein entsprechender Zuwachs an Spargeldern nicht gegenübersteht. Obschon 1955 das Gesamteinkommen (Netto-sozialprodukt ohne indirekte Steuern) von 126 Md. DM um 13,5 Md. DM höher lag als das Gesamteinkommen von 1954 (112,5 Md. DM), so war doch der Zuwachs an Spareinlagen 1955 von 4,6 Md. DM (= 3,65 Prozent des Gesamteinkommens) um 0,6 Md. DM geringer als der Zuwachs im Jahre 1954 (5,2 Md. DM = 4,7 Prozent), während man einen zumindest gleichen Zuwachs der Spareinlagen im Jahre 1955 — bei 4,7 Prozent = 5,9 Md. DM — oder einen größeren hätte erwarten können. Bei einer gleichmäßigen Weiterentwicklung im Jahre 1955 sind 5,9 Md. DM minus 4,6 Md. DM = 1,3 Md. DM als verstärkte Kaufkraft auf dem Markt aufgetreten, die einen für den Käufer und die Währung ungünstigen Einfluß ausüben. Der Präsident des bayrischen Sparkassen- und Giroverbandes gibt an („Industriekurier“ vom 14. Juni 1956), daß die 14 Md. DM Mehreinkommen im Jahre 1955 einen Zuwachs an Spareinlagen

von nur 114 Mill. DM erbracht haben, das sind 0,8 Prozent auf 14 Mrd. DM bezogen!

Eine Überhitzungserscheinung liegt auch darin, daß die Aktien bereitwillig überbezahlt werden und daß dadurch die Geldmittel zum „normalen Kurs“ gemindert sind. (Dies ist eine Folge der weit besseren Wertbeständigkeit der spekulativen Aktienpapiere in der Nachkriegszeit im Vergleich zu den treuhänderisch übergebenen Spareinlagen, sogar bei den Versicherungsgesellschaften.)

Unter solchen Gesichtspunkten sehe ich „Überhitzung“ als das Mißverhältnis des Sparwillens zum Kaufwillen; die Kapitalbildung ist im Rückstand zum Absatzmarkt — hier besteht eine Relation (Abhängigkeit) auf dem Umwege über die Aufwendungen für die Produktion und die Produktionsmittel. Da sich dieses Verhältnis zu einem vernünftigen Werte nicht von selber einstellt, ist irgendeine Art Dirigismus notwendig. Ein staatlicher Dirigismus (Lenkung, Eingriff), wie das „eiserne Sparen“ in der Nazizeit, wird in der freien Marktwirtschaft abgelehnt; so muß eine „Korrektur“ von wirtschaftlichen Institutionen ausgehen. Dies scheint der Sinn der Diskonterhöhung (= Zinsvergütung) zu sein, die allerdings auch auf ihre Art ein autoritärer Vorgang ist. Daß diese Korrektur manche Unbeteiligten und Unschuldigen trifft, ist bedauerlich und die böse Kehrseite einer kollektiven Maßnahme.

Es ist allerdings nicht einfach, eine allgemeingültige Beurteilung über das zu geben, was als „überhitzt“ anzusehen ist. Der eine nennt einen Vorgang oder Zustand überhitzt, was der andere für normal als die Erfüllung der erstrebten Entwicklung hält. Es gibt wohl wenige, die über die heutige Wirtschaftslage mit der verändernden Bezeichnung „Überhitzung“ nicht erfreut wären. Das darf aber nicht zu einer Vogel-Strauß-Politik führen.

Man kommt der Sache vielleicht nahe, wenn die Dinge unter dem Gesichtspunkte der Leistung für den Geldaufwand betrachtet werden. Anscheinend ist die Leistung für Kapitalbildung zu gering im Vergleich zu den Leistungen in Sachwerten oder Diensten. Hinzu kommt die psychologische Wirkung aus der übermäßigen Propagierung eines „besseren Lebens“, wenn der Motor der Wirtschaft, der Geldumlauf — ungeschminkt gesagt: das Geldausgeben — auf hohe Touren läuft. Das vor Jahren vielleicht berechnete, doch nicht so kraß gemeinte Ministerwort vom „Unfug des Sparen“ ist noch nicht veraltet. Der Normalverbraucher folgt solchen Parolen gern, was als Überhitzung darin zum Ausdruck kommt, daß der Ratenkauf, das Investieren des kleinen Mannes, einen großen Umfang angenommen hat, wodurch für die Produktionsstätten die Investierungsgelder knapper werden.

Andererseits ist der Unterschied („Spanne“) zwischen der Verzinsung bzw. Leistung für die Spareinlagen und den Leihzinsen für das ausgeliehene Geld gegenüber vor dem Kriege sehr vergrößert (überhitzt), so sehr, daß sie nicht glaubhaft nur wegen der Vorlasten durch Auflagen, bedingt aus der Nachkriegszeit, berechnigt seien. Weswegen auch soll der Sparer solche Auflagen tragen, die letzten Endes in der Allgemeinheit (politische Folgen) begründet und damit eine Angelegenheit des allgemeinen Steueraufkommens sind? Der Sparer sieht ferner den palastartigen Aufwand der kaufmännischen Institute, denen nicht die Repräsentation der staatlichen Gebäude zuerkannt werden kann, sieht auch manche andere unwirtschaftliche Vorgänge bei diesen Instituten — das ist doch nur möglich mit der Unterverzinsung der Spareinlagen, während der Sparer weiß, daß diese Institute, grob gesagt, keinem Protzen Geld leihen werden. Es ist für den kleinen Sparer schlecht verdaulich, daß er nicht so wie das Sparinstitut auftreten kann, dem er sein Geld leiht.

Ein anderes Moment in der Überhitzung gibt die Tatsache ab, daß mit einem jährlichen Währungsschwund von mehr als zwei Prozent zu rechnen ist (bei einem Produktivitätszuwachs von mehr als fünf Prozent), das ist rund die Hälfte der Zinsrendite. Es erheben sich auch Zweifel, ob der große Kreis der den marxistischen Maximen zuneigenden Bevölkerung ein ernsthaftes Interesse an der Beständigkeit der Währung hat, da mit dem Währungsverfall der Kapitalis-

mus zernagt wird. Welches die treibende Kraft auch sei — der Sparer hat den Schaden und legt, seiner Ansicht nach, sein Geld in Sachwerten oder Genußdingen „wertbeständiger“ an, was zu dem eingangs erwähnten Mißverhältnis (Überhitzung) des Sparwillens zum Kaufwillen führt.

Überhitzung ist auch die merkwürdige steuerliche Begünstigung des Sparerers, die bei dem Bezieher hohen Einkommens wegen der Steuerprogression weit vorteilhafter ist als bei dem kleinen Mann, obschon ersterer ohnehin leichter Geld für die Kapitalbildung zur Verfügung stellen kann als letztere. Sinngemäß wäre eine gleichmäßige Begünstigung, wenn nicht eine umgekehrte Progression. Diese Begünstigung ist ferner eine indirekte, staatliche Förderung der Sparinstitute; der steuerliche Fehlbetrag wegen der Begünstigung muß letzten Endes aus dem großen Steuertopf gedeckt werden. (Damit könnte der Anspruch der staatlichen Überwachung der Bankinstitute angemeldet werden.) Wenn der Staat diese Begünstigung den Sparinstituten unmittelbar zufließen ließe für eine höhere Verzinsung, so wäre eine gleichmäßige Begünstigung gesichert — und der Vorgang der Maßnahme deutlicher! — So betrachtet ist auch die Diskonterhöhung eine Maßnahme zur Hebung des Sparwillens durch eine banktechnische „Besteuerung“ des Gläubigers (Kreditnehmers).

Sicherlich gibt es noch andere Faktoren, die auf die Überhitzung Einfluß haben, z. B. in der übermäßigen Aufbringung und Verwendung der öffentlichen Mittel (des Steuergroschens) oder in dem Modetaumel, der die Dinge vorzeitig entwertet, während die Lohn- und Preisbewegungen zunächst Folgeerscheinungen sind, um dann auch als Einflußfaktoren zu wirken. „Überhitzung“ ist wirtschaftlich nicht unbedingt ein schlechtes Zeichen und auch nicht auf allen Wirtschaftszweigen gleich stark; sie ist aber nur eine Zeitlang erträglich und muß beizeiten reguliert werden, wenn ernste wirtschaftliche Spannungen vermieden werden sollen.

Die Produktivität ist an der Überhitzung zwar durch hohe Investitionen beteiligt, das Ziel der gesteigerten Produktivität ist aber gerade, durch Mehrerzeugung von Gütern die Überhitzung, d. h. den unbefriedigten Absatzmarkt, auszugleichen. Wirtschaftlich ist daher die Drosselung der Investitionen eine falsche Maßnahme. Die Wirkung der Diskonterhöhung ist sowohl Hebung des Sparwillens wie auch Drosselung des Absatzmarktes und der Investitionen. Mit diesem zweiseitigen Gesicht ist die Diskonterhöhung keine echte wirtschaftliche Förderung, sondern eher eine Bremse. Wenn die Wirtschaft zu schnell („heiß“) läuft, erscheint ein vorübergehendes Bremsen nicht unbedeutend.

Dipl.-Ing. O. Heerhaber

Der Schmachtriemen

Jedem von uns, der eine Tageszeitung liest, wird bekannt sein, daß in den Bundestagsdebatten über die Rentenerhöhung Bedenken geäußert werden, ja sogar befürchtet wird, daß die geplante Rentenerhöhung zu einer starken Geldentwertung oder gar zu einer Inflation führen könnte. Hierzu einige Fragen: Weshalb hat der Bundestag das Gesetz über die Entlassung aller Arbeitskollegen über 65 Jahre bewilligt? Konnte es den Kollegen nicht freigestellt bleiben, so lange zu arbeiten, wie es ihr Gesundheitszustand erlaubt, wie es bis 1953 auch war? Ein großer Teil der Rentner brauchte sich dann nicht so einzuschränken, wie es bei den meisten jetzt der Fall ist. Außerdem sollte man auch in Betracht ziehen, daß einer Erhöhung der Wohnungsmiete von 10 Prozent zum 1. Oktober 1952 und 10 Prozent zum 1. September 1955 vom Bundestag zugestimmt wurde. Auch als Rentner muß man monatlich 2 bis 3 DM Wassergeld bezahlen. Im Jahre 1943 zahlte ich eine Miete von 31,25 DM, heute muß ich für die gleiche Wohnung 38,30 DM aufbringen. Was uns Rentner am meisten beunruhigt, sind die unaufhaltsam steigenden Lebensmittelpreise. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Schmachtriemen enger zu schnallen, trotz der zweiten Erhöhung der Rente.

F. Sander, Pensionär



Es ist noch früh, als wir die letzte schwedische Grenzstation passieren und über den Tornionjoki nach Finnland einfahren. Was werden wir in Suomi, wie die Finnen ihr Land nennen, Neues und Aufregendes erleben? Wird es das bisher in Dänemark, Norwegen und Schweden Geschaute noch übertreffen? Wir wissen es nicht. Wir, das sind mein Freund Heinz Clees, erster Kameramann und Verwalter der Reisekasse, Matthias, der Talisman, und ich, Pilot dieser Expedition in unbekanntes Gebiet. Nicht zu vergessen die treue Lambretta, ohne die wir wohl zu Hause hätten bleiben müssen.

Doch nun möchte ich Ihnen berichten von Land und Leuten und von Unwahrscheinlichkeiten, die man erlebt haben muß, um sie zu glauben.

Unser erster Weg führte in das saubere weiße Haus der Zoll- und Paßkontrolle in Tornio. Der Grenzbeamte machte uns darauf aufmerksam, daß man in Finnland den westlichen Nachbarn um eine Stunde voraus sei, wir unsere Uhren also um eine Stunde vordrehen mußten. Natürlich, befanden wir uns jetzt doch in Osteuropa! Nachdem die Formalitäten erledigt waren, händigte man uns eine Menge Prospekte aus. Das Auffallendste dabei war nicht, auf welch mannigfache und billige Art man das Land bereisen kann, sondern der Ton, dessen sich die nette Dolmetscherin bediente. Man sagt, der Ton macht die Musik, und dieser Ton nahm mich gleich für diese Menschen ein. Ich habe schon viele Länder Europas bereist, und auf manchem fremden Reisebüro erhielt ich freundliche Auskunft, doch hier schwang ein wirklich herzlicher Ton mit. Und wie ehrlich es der Finne mit der einmal ausgedrückten Herzlichkeit und Freundschaft meint, haben wir noch oft auf dieser Fahrt erfahren.

Als Heinz noch schnell bei der Bankki unsere Reisekasse wieder aufgefüllt hatte, ging es dem eigentlichen Ziel unserer Reise entgegen, der Hauptstadt Lapplands und dem Polarkreis.

Nach einiger Zeit Fahrt über halbwegs ertragbare Straßen zeigte der Wegweiser nach Norden: Rovaniemi 110 Kilometer. Die auf hundert Meter genau angegebenen Entfernungen stimmten immer. Für diese Strecke jedoch brauchten wir fast vier Stunden. Wir waren schlechte Straßen von Nordschweden gewohnt, doch die „Hauptstraße“ nach Rovaniemi übertraf alles. Schlaglöcher, kleine und große Steine, Querrinnen, viele Baustellen, eine oft zehn Zentimeter hohe Schotterschicht machten das Fahren zur Qual. Ich war froh, manchmal mit beiden Beinen über der Erde schleifend, die Maschine in Fahrt halten zu können, um nicht einige Kilometer schieben zu müs-

sen. Und auch das wäre noch zu ertragen gewesen, wenn uns nicht so mancher LKW und PKW in eine Wolke von Staub gehüllt hätte. Doch endlich lagen die Häuser Rovaniemis vor uns. Aber selbst in der Stadt waren die Straßen nichts anderes als breite, staubige Wege. Die Stadt machte auf mich den Eindruck einer Pioniersiedlung, errichtet auf einer großen, weiten Lichtung, die dem ringsum stehenden Wald in harter Arbeit abgerungen wurde. Eine gewisse Großzügigkeit in der gesamten Anlage verstärkte den Eindruck einer ständig wachsenden Stadt.

Zunächst beschlossen wir, das Reisebüro aufzusuchen, um uns nach den Flugmöglichkeiten in den Süden des Landes zu erkundigen. Wir staunten nicht schlecht, als die elegante Dame, die wir nach dem Weg fragten, uns in fließendem Deutsch Auskunft gab und uns kurzerhand zum Tee einlud. Sie war Deutschbaltin und seit langem mit einem Finnen verheiratet. Über zwei Stunden unterhielten wir uns angeregt mit der scharmanten Gastgeberin und verabschiedeten uns erst von Frau Björk und ihren drei Kindern, als es schon zu dämmern begann.

Bis zum Polarkreis waren es noch acht Kilometer. Je näher wir ihm kamen, desto gespannter waren wir, wie er wohl gekennzeichnet sein würde. Denn irgendein lohnendes Fotoobjekt mußte er ja abgeben, damit wir später auch all unseren Freunden beweisen könnten, wie weit wir schon in der Welt herumgekommen waren!

Polarkreis

Endlich tauchten zu beiden Seiten der Straße Pfosten auf. An ihnen hing je ein Schild, auf das der nördlichste Teil Finnlands mit der gepunkteten Linie des Polarkreises eingezeichnet war. Darunter stand auf finnisch, schwedisch, englisch und französisch das Wort „Polarkreis“. Die Pfosten stehen sich nicht genau gegenüber, was ich mir damit erkläre, daß man diese geographische Demarkationslinie nicht auf einen halben Meter genau berechnen konnte und so etwas „Spiel“ gab.

Bevor wir einen Zeltplatz aufsuchten, kauften wir in der Blockhütte, die wenige Meter nördlich des Polarkreises steht, bei einer netten, deutschsprechenden Studentin einige Ansichtskarten und ich mir noch einen Wimpel zwecks späterer Ausschmückung meiner Bude. Dann ging es auf Zeltplatzsuche. Natürlich wollten wir eine Nacht nördlich des Polarkreises verbringen, also innerhalb der Polarzone. Nach einigem Suchen fanden wir mitten im Wald einen

geeigneten Platz. Das Aufbauen des Zeltcs ging, da es nun vollends Nacht zu werden drohte, rasch vor sich. Wir zogen unsere dicksten Sachen an, und nachdem wir uns mit dem für solche Gelegenheiten schon in Stockholm erstandenen „muck-olja“ (wie die Schweden zu diesem Mückenstich-Verhütungsmittel sagen) ordentlich eingerieben hatten, konnte nicht mehr viel passieren. Es war eine wunderbar ruhige Nacht; im Walde regte sich nichts. Die schwarzen Tannen ragten schweigend in den Himmel, und die Gestirne des nördlichen Polarhimmels leuchteten in seltener Klarheit zu uns hernieder.

Nachdem Heinz noch versucht hatte, mit Hilfe des eingeschalteten Scheinwerferlichtes einige gespenstische Aufnahmen zu machen, um so etwas von der Stimmung dieser Nacht einzufangen, wickelten wir uns fest in unsere Decken und schliefen nach den Anstrengungen des Tages bald ein.



Am Polarkreis

Als wir am anderen Morgen erwachten, regnete es leicht. So schnell es ging, packten wir auf und gelangten nach wenigen Minuten Fahrt durch hohes Gras und Unterholz auf die Straße zurück. Der Regen hörte auf; was aber blieb, war das Hungergefühl in unserem Magen. Gestern hatten wir versäumt, einzukaufen, nun standen wir da! Doch sagte nicht Frau Björk, wenn wir etwas brauchten, könnten wir gerne wiederkommen? Gedacht, getan! Und von nun an sollte die freigebige, finnische Gastfreundlichkeit nicht mehr aufhören. Und daß wir dabei nicht nur unseren Selbsterhaltungstrieb befriedigten, sondern auch eine Menge interessanter Dinge über das Land unserer Gastgeber erfuhren, will ich nicht zu berichten vergessen.

Zunächst lernten wir Herrn Björk kennen, der uns freundlich begrüßte. Als er hörte, daß wir erst am nächsten Morgen nach Süden fliegen wollten, lud er uns gleich ein, doch abends mit ihm und seiner Frau im „Pohjanhovi“ ein kleines Abschiedessen einzunehmen. Dort könnten wir uns in Ruhe unterhalten, denn nun müsse er schnell ins Büro. Und fort war er, dieser große, bescheidene Finne, der ebenso wie seine Frau vier Sprachen nahezu fließend spricht. Und wir blieben zurück mit einem Frühstück, das uns in Hochstimmung versetzte. Richtige, fette Bratkartoffeln, dazu gab es Spiegelei, Knackwürst-

chen, Weiß- und Schwarzbrot, viel Butter und noch mehr Milch! Überhaupt trinkt man viel Milch in Finnland; bei allen Mahlzeiten steht ein großer Krug bereit. Kinder, wie gut das tat! Und dazu noch von einer äußerst liebenswürdigen Gastgeberin persönlich bedient. Denn Dienstmädchen gibt es nicht. Auch in Schweden sind sie selbst in reichen Familien selten.

Wir satteln um

Dann beschlagnahmten wir das Badezimmer, und nachdem wir uns saubere Wäsche angezogen hatten, fuhren wir zum Reisebüro. Wir wollten den Roller etwa 500 Kilometer weit mit der Bahn bis Kuopio schicken und ihm im Flugzeug nachreisen. Dieser Entschluß hatte mehrere Gründe. Erstens hatten wir den schlechten Straßenzustand und die damit verbundenen Strapazen schon zur Genüge kennengelernt, zweitens ging es schneller, und der Hauptgrund: Wir waren noch nie geflogen, und da es in Finnland wirklich sehr billig sein sollte, wie man uns erzählt hatte, stand unser Entschluß fest. Blieben nur noch die Beschaffung des Tickets und die Festlegung der genauen Abfahrtszeit. Wir verhandelten einige Zeit mit einer zuvorkommenden, gut deutschsprechenden Dame und erstanden für etwa 15 DM ein Flugbillet bis Oulu am Finnischen Meerbusen. Eine durchgehende Linie bis Kuopio gibt es nicht, doch besitzt Finnland das bestangelegte Flugnetz Nordeuropas. Über das Weiterkommen von Oulu machten wir uns keine Sorgen.

Wir fuhren zum Bahnhof und gaben den Roller auf, ebenfalls für einen spottbilligen Preis. Dabei half uns abermals ein Finne, der ebenfalls etwas Deutsch verstand, sonst wäre es aussichtslos gewesen, dem Beamten klarzumachen, daß wir unsere große, aufgeschnallte Reisetasche für 500 DM versichern lassen wollten. Ferner mußte der erst gestern abend frischgefüllte Tank leergemacht werden. Bei dem Versuch, den Sprit abzusaugen, bekam ich von dem kostbaren, doch weniger gutschmeckenden Essoprodukt etwas in den Hals. Der Geschmack verging erst nach Stunden. Doch dann war alles klar. Die Maschine war in der Obhut der finnischen Eisenbahngesellschaft. Fortan bewegten wir uns ein wenig wie alte Seebären auf dem Trockenen.

In der Stadt, die als Hauptstadt Lapplands etwa 14 000 Einwohner zählt, der Sitz der Provinzialverwaltung und des Gouverneurs von Lappland ist, wohnen neben den Beamten viele Oberförster, Förster und Waldarbeiter. Diesen Waldarbeitern konnte man nun überall an den Straßenecken begegnen, denn die Hauptarbeit in den Wäldern fällt in die Wintermonate. Wenn Schnee liegt, lassen sich die Stämme besser mit dem Schlitten transportieren. Sie werden dann bis an die Ufer der Flüsse geschafft und bei einsetzendem Hochwasser zu den großen Holzfabriken am Unterlauf des Flusses abgeflößt. In ihren Gummistiefeln, Bärten und alten Kleidern sowie dem „puukko“ an der Seite machten diese Männer einen etwas wilden Eindruck. Wo sieht man auch sonst in Europa Männer mit in ihren hellen Lederscheiden weithin sichtbaren Dolchen durch die Straßen gehen? Wie uns Herr Björk am Abend erzählte, kommt es zwischen den Holzfällern oft zu Messerstechereien. Den Verdienst von etwa 900 DM im Monat, den sie für ihre harte Arbeit erhalten, setzen sie oft in erschreckend kurzer Zeit in Alkohol um. Auch in Finnland gibt es eine gewisse Alkoholsperre. Zwar bekommt man mehr als in Schweden — seit Oktober 1955 ist die Rationierung aufgehoben —, doch bei



Lappländische Landschaft

notorischen Säufern und anderen übelbeleumdeten Gesellen kann die Getränkekarte eingezogen werden. Auch greift die finnische Polizei bei lauten Nachtwandlern, die unter Alkoholeinfluß stehen, hart und schnell zu. Ebenso streng ist das Gesetz mit den Kraftfahrern; es gibt keine Grenze von 1,5 pro Mille. Daher sind in den nordischen Ländern die vielen weiblichen Autofahrer zu erklären. So können die Männer auf den Gesellschaften und bei anderen Gelegenheiten doch mal einen über den Durst trinken.

Am Kemi-joki

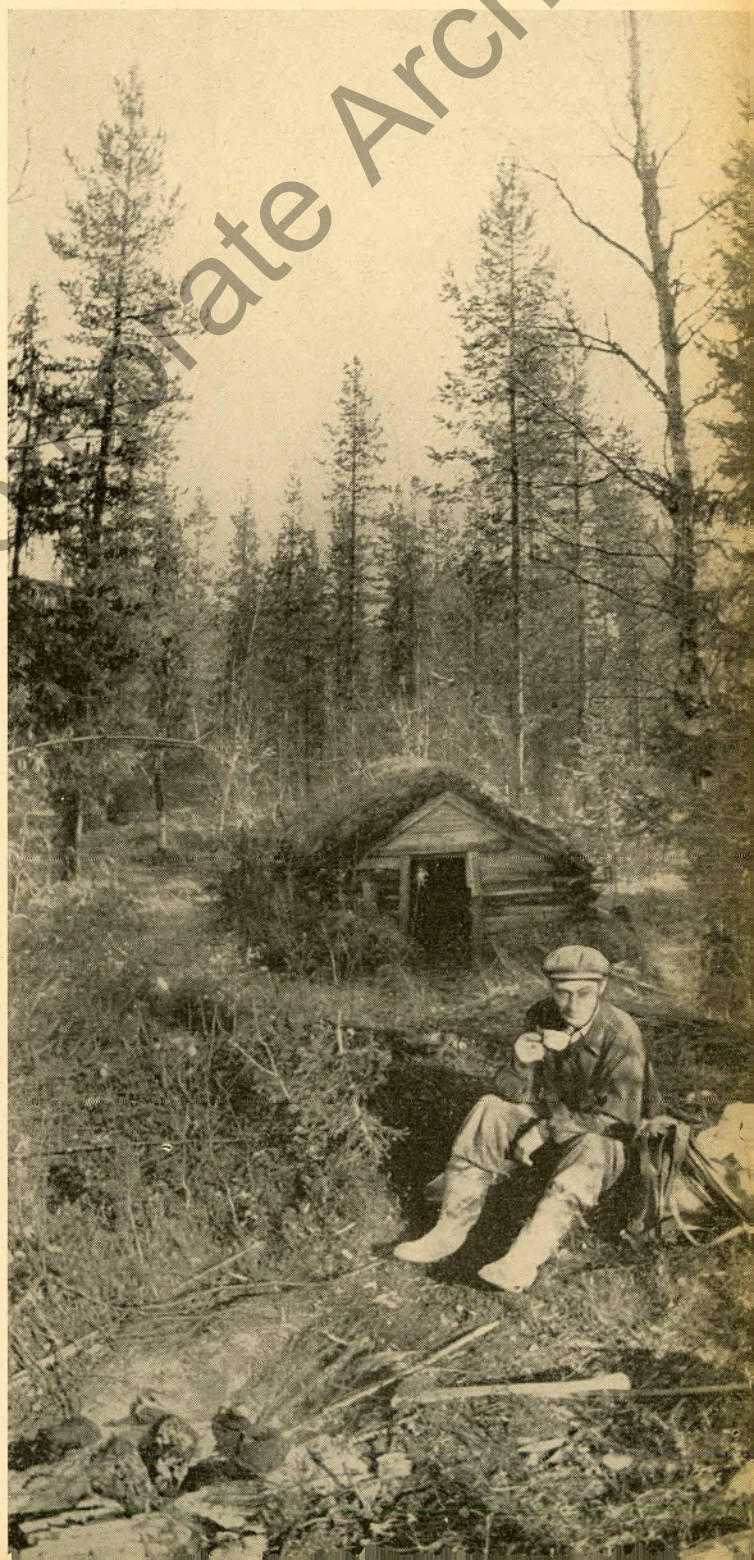
In einem Andenkenladen sahen wir uns nach einem dieser Holzfällermesser um, und nach einigem Feilschen besaß Heinz einen echten „puukko“ und ich einen wunderbaren Zierdolch mit Griff und Scheide aus geschnitztem Rentierbein. Und noch ein Andenken, das ich schon im Reisebüro erspäht hatte, mußte dran glauben: das Geweih eines jungen Rentieres. So bewaffnet zogen wir zum Hause Björk zurück, um kurz darauf unter den neugierigen Augen der Kinder unser Zelt in der Nähe des Kemi-joki aufzuschlagen. Der Kemi-joki ist der längste Fluß Finnlands. Joki bedeutet Fluß und Kemi ist der Ort, wo er in den Finnischen Meerbusen mündet. So sind übrigens viele der finnischen Flußnamen zusammengesetzt.

Auf dem Kemi-joki werden zur Mittersommerzeit die Wettbewerbe der Holzfäller durchgeführt. Die Männer müssen, auf einem einzigen Baumstamm stehend, durch die Stromschnellen des zu dieser Zeit Hochwasser führenden Flusses steuern, nur mit einem Ruderstab bewaffnet. Zu diesem Sport gehört gewiß viel Mut und noch mehr Können. Diesem spannenden Wettbewerb, von dem uns ebenfalls die Familie Björk erzählte, konnten wir leider nicht zusehen, denn die Zeit der Mittsommernächte ist von Mitte Mai bis Mitte Juli. In diesen Monaten bleibt im Norden Lapplands die Sonne 24 Stunden am Tag über dem Horizont, und in Rovaniemi verschwindet sie nur für eine halbe Stunde lang. In der übrigen Zeit sei es auch nachts taghell im Hause, wie uns Frau Björk erzählte. Dafür ist sie im Winter jedoch für einige Monate gar nicht zu sehen, doch dann erlebt der Mensch das Wunder des Nordlichts.

Nachdem wir das Zelt aufgeschlagen hatten, begaben wir uns zurück zur Kivikatu — zu deutsch: Steinstraße —, um nach einiger Zeit mit Herrn und Frau Björk ins Pohjanhovi zu gehen.

Unser Weg führte uns an dem Holzfällerdenkmal vorbei, das von einem der berühmtesten finnischen Bildhauer geschaffen wurde. Es ist ein eindrucksvolles Bild, den gedrungenen, muskulösen Körper des Mannes, der mit verbissener Miene, das große Schermesser in den Fäusten, den Stamm schält, gegen den schon dunklen Himmel sich abheben zu sehen. Wir begegneten einigen Lappen in Originaltrachten, deren Buntheit — die Felljacken und -mützen sind meistens mit roten oder gelben Stofflitzen abgesetzt — im Straßenbild sofort auffällt. Dann betraten wir das Pohjanhovi, das nördlichste Luxushotel der Welt. In unserer Reisekluft kamen wir uns ein wenig

Finnischer Waldarbeiter im Urwald Nordfinnlands beim Mittag vor seiner improvisierten Unterkunft



schäbig vor, doch niemand nahm Anstoß daran. Gehörten doch unsere Gastgeber zu den angesehensten Familien der Stadt. Herr Björk ist Bezirksrichter von Rovaniemi. So war es klar, daß wir auch über rechtliche Dinge sprachen, da diese mich als Jurastudenten besonders interessierten. Bemerkenswert ist, daß im Gegensatz zu unserem Rechtswesen den Schöffen, den vom Volk selbst erwählten Männern, noch viel mehr Beachtung geschenkt wird als bei uns, wo sie gegen die oft schon vorgefaßten Meinungen der versierten Volljuristen gar nicht ankommen. Man findet dort noch etwas von der alten germanischen Gerichtsbarkeit, die sich im Thing offenbarte; das Volk selbst urteilt. Im übrigen jedoch sind Recht und Rechtsordnung nach schwedischem Muster aufgebaut, mit besonderen, der Zeit und dem Volkscharakter entsprechenden finnischen Gesetzen.

„Verbrannte Erde“

Weiter erzählte Herr Björk von der deutschen Besatzung Rovaniemis. Finnland, das nach dem heldenmütig geführten Winterkrieg 1939 gegen Rußland auf die Seite Deutschlands trat, mußte unter dem drohenden Drängen der UdSSR 1944 uns den Krieg erklären. Man hat dies oft als schmachvollen Verrat an den Verbündeten gewertet, doch ich kann das Verhalten dieser zahlenmäßig kleinen Nation verstehen. Waren doch die ganzen finnischen Ostgebiete, die Provinz Karelrien sowie der Flecken Porkkala bei Helsinki schon von den Russen besetzt. Den Deutschen blieb also nur der Rückzug durch Lappland, um die nördlichen Häfen Norwegens zu erreichen. Bei diesem Rückzug bedienten sie sich eines grausamen Mittels: die Ortschaften wurden durch Feuer dem Erdboden gleichgemacht. So entstand dort oben der Ausdruck vom „Land der verbrannten Erde“. In Rovaniemi sollen nur noch fünf Häuser gestanden haben.

„Ja“, so fragten wir, „können uns die Finnen überhaupt noch leiden?“ Herr Björk versicherte uns, daß das durchaus der Fall sei. Und daß er die Wahrheit sprach, merkten wir auf Schritt und Tritt. Ich hatte den Eindruck, daß man uns, gerade weil wir Deutsche, „Saxalainen“, waren, besonders gern hatte. Dies ist nicht erst seit neuester Zeit so. Vor 50 Jahren wurde Deutsch in allen finnischen Schulen als erste Fremdsprache gelehrt; heute hält es sich mit dem Englischen die Waage. So erklärt es sich auch, daß wir immer, wenn es nötig war, auf jemanden stießen, der Deutsch konnte. Wir sind in Finnland besser mit der Sprache zurechtgekommen als in Schweden.

Bei so interessant geführter Unterhaltung verging der Abend wie im Flug. Natürlich vergaßen wir dabei das üppige, in vier Gängen servierte Mahl nicht. Waren wir doch durch das Umherlaufen in der Stadt hungrig geworden. Als wir schließlich aufbrachen, sah ich zufällig die Rechnung; sie betrug umgerechnet fast 35,— DM.

Wir gingen noch einmal bis zum Hause Björk mit, um dort unsere abgestellten Sachen zu holen und meinen frischgewaschenen Anorak. Beinahe hätte ich diese Tat Frau Björks vergessen. Am Morgen hatte sie sich gleich bereit erklärt, meinen stark verschmutzten Anorak auszuwaschen — und das persönlich von einer so hochgestellten Frau. O Gott, wie wäre ich wohl mit diesem Wunsch bei den sogenannten „besseren Leuten“ in Deutschland angekommen! Solche Kleinigkeiten geben zu denken. Diese freundliche Bescheidenheit wirkte wohltuend; man spürte nichts von falscher Voreingenommenheit und Klassendünkel bei den Finnen.

Unsere Sorge, am nächsten Morgen nicht rechtzeitig wach zu werden und das Flugzeug zu verpassen, war unbegründet. Mit all unseren Sachen auf dem Arm, das Geweih baumelte auch irgendwo, erreichten wir den Bus um 6.10 Uhr vor dem Reisebüro. Und wieder ging es Richtung Polarkreis zum „lentokentä“ oder Flugplatz, wie wir sagen. Die Beförderung des Fluggastes und seines Gepäcks vom und zum Flugplatz erfolgt auf Kosten der FINNAIR.

Wälder — Moore — Seen

Während sich die anderen Passagiere bis zum Abflug der Maschine im Wartesaal aufhielten, verließen wir das Gebäude, um unseren „Vogel“ einmal näher zu betrachten. Allzu groß war er nicht, doch, was hatten wir auch erwartet? Auf den finnischen Fluglinien werden ja auch keine Super-Constellation- oder Comet-III-Typen eingesetzt. Wollten wir doch die Landschaft genießen und nicht schon in wenigen Minuten wieder aussteigen müssen.

Unsere Maschine war eine zweimotorige DC 3, also ein Produkt des amerikanischen Flugzeugkönigs Douglas. Sie flog nicht schnell, dafür aber zuverlässig; denn, wie wir hörten, war nicht ein einziger ernsthafter Unfall seit Bestehen der FINNAIR geschehen. Also, rin in die Kiste! Sie faßte 24 Personen. Heinz nahm vorne Platz, ich hinten. In Kemi wollten wir wechseln.

Die Stewardess, reizend wie all diese Wesen, ermahnte uns, das Anschnallen nicht zu vergessen. Die Maschine setzte sich langsam in Fahrt, rollte auf die Startbahn, die zu Beginn aus einer Art Eisenteppich bestand, denn Zementbahnen gab es auch hier nicht. Der Pilot betätigte noch einmal das Leitwerk und ließ den Motor mehrmals aufheulen. Ein Dröhnen ließ die Maschine erzittern — los ging's! So pfeilschnell hatte ich mir den Start unserer DC 3 nicht vorgestellt. Ich glaube nicht, daß man in einem Mercedes 300 schneller vom Fleck kommt.

Nach wenigen Sekunden hob sich die Maschine unmerklich vom Erdboden. Nur an der zunehmenden Höhe konnte man feststellen, daß die Maschine sich vom Boden gelöst hatte. Die Reishöhe betrug 600 Meter, bei einer Stundengeschwindigkeit von etwa 280 km/st, wie uns die Stewardess auf unsere wißbegierigen Fragen freundlichst Auskunft gab.

Wir schauten hinunter auf die unendlichen Wälder und kahlen Flächen im Norden. Lappland, ade! Lappland, geheimnisvolles Land der Mitternachtssonne, noch wenig erschlossen von der Technik unserer Tage, abseits vom Wege der großen, überfüllten Reiserouten, das Land der „tunturi“, der baumlosen Berge, der Moore und Seen, das Land der großen Einsamkeit. Das ist Lappi, wie der Finne sagt. Etwas von dem Zauber dieses Landes hatten auch wir erfahren.

Nun ging es nach Süden; mitten durch das Gebiet der 60 000 Seen sollte uns der Weg führen, durch die großen Wälder zur Hauptstadt des Landes.

Wälder, endlose Wälder. Sie sind der Reichtum Finnlands. 60 Prozent der Bodenfläche werden von ihnen bedeckt. So sind auch die Haupteinwerbszweige Finnlands die Wald- und Jagdwirtschaft. Nur im Süden und Südwesten werden Ackerbau und Viehzucht betrieben. Die durch die Flüsse nutzbar gemachten Wasserkräfte stehen der Holz- und Papierindustrie zur Verfügung. Finnland ist das walddreichste Land Europas! Ferner besitzt Finnland das größte Kupfererzlager unseres Kontinents. Soweit meine übriggebliebenen erdkundlichen Kenntnisse.

Über diesen Gedanken und einigen Schnappschüssen mit der Kamera hatten wir Kemi erreicht. Nach kurzer Zwischenlandung ging es weiter. Ich saß nun vorne, direkt hinter der Tür zur Flugkanzel. Auf einem Schildchen oberhalb der Tür war der Name des Flugkapitäns eingetragen. Sollten Sie, lieber Leser, einmal das Glück haben, mit der FINNAIR zu fliegen und auf jenem Schildchen den Namen Laakso lesen, so grüßen Sie den Herrn bitte von uns! Er machte seine Sache großartig!

Von Kemi ging es Richtung SSO auf Oulu zu. Dabei überflogen wir das Meer. Es war ein wundervolles Erlebnis. Viel zu schnell ging der Flug zu Ende. Nach etwa zwei Stunden Gesamtflugzeit über genau 207 km setzten wir nach einer eleganten Schleife zur Landung an. Diese erfolgte genauso ohne jedes Holpern wie in Kemi. Ich glaube, eine Oma wäre, hätte sie vor dem Start in Rovaniemi geschlafen, auch jetzt noch nicht wach geworden.

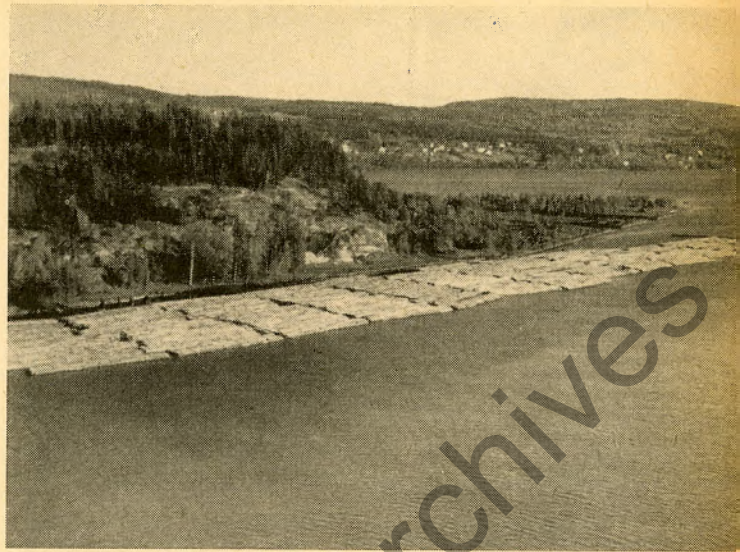
Das vergessene Dorf

Unser Gepäck wurde in den Bus verladen. Da wir aber nicht nach Oulu hinein wollten, ließen wir uns an einer Gabelung absetzen, um von nun an wieder einmal unser Glück als Tramper zu versuchen. 1952 hatten wir es mit großem Erfolg zum ersten Male in Deutschland durchgeführt. In Finnland sollten wir ein strahlendes „come-back“ feiern. Der erste Wagen hielt, Marke VW. Manchmal holperte es arg, denn die Straßen waren genauso schlecht, wie wir es befürchtet hatten. Doch warum immer Roller fahren? Nach etwa 110 Kilometer setzte uns der Fahrer ab. Die Verständigung war knapp, aber herzlich gewesen, denn unsere finnischen Sprachkenntnisse lagen etwas über dem Nullpunkt.

Piippola, das vergessene Dorf. Obwohl wir laut Karte uns auf der Hauptdurchgangsstraße Finnlands befanden, war sie nichtsdestoweniger doch nur ein besserer Feldweg, schmal und staubig wie alle anderen. Würden wir aus dieser Einsamkeit, in der nur die schon vier Wochen lang scheinende Sonne Trost spendete, noch einmal erlöst werden? Um uns war sonntägliche Ruhe.

Endlich stoppte ein LKW, der erste Wagen seit fast einer Stunde. Wir zeigten nach vorne: „hyvä“, gut! Die rasende Fahrt entschädigte uns für die lange Wartezeit. Der Brotheutel jedoch ging dabei über Bord; wieder ein Opfer der Raserei! Das Vergnügen der Fahrt dauerte nicht lange; bald standen wir abermals auf der Straße. Die Kinder staunten uns an, zeigten auf mein Geweih, blieben aber sehr zurückhaltend. Der Versuch, ihnen mit der Kamera näherzukommen, scheiterte an einer unerklärlichen Scheu vor dem Apparat. Wie wir später erfuhren, trägt wohl der Arzt in Finnland so einen schwarzen Kasten auf der Brust.

Der nächste Wagen, ein geschlossener Lieferwagen, fuhr uns zu langsam. Die letzte Strecke bis Iisalmi, etwa zwei Stunden, fuhren wir mit dem „postiauto“. Der Preis betrug etwa 2,— DM. Während dieser Fahrt lernte ich die Tücken der finnischen Landschaft kennen. War das Land im Norden bis auf wenige, langansteigende Höhen flach, so kamen wir nun in das Seengebiet Südostfinnlands. So unzählig wie die Seen, so zahlreich sind die Hügel und Wälle der Endmoränen. Die Wellenlänge, von Kuppe zu Kuppe gemessen, betrug selten mehr als 200 Meter; oft waren es nur 100. Es war ein dauerndes Auf und Ab; der Magen schien sich umzudrehen. Die Hitze und die harte Federung taten ein übriges, mich in Iisalmi in ziemlich erschüttertem Zustand aussteigen zu lassen.



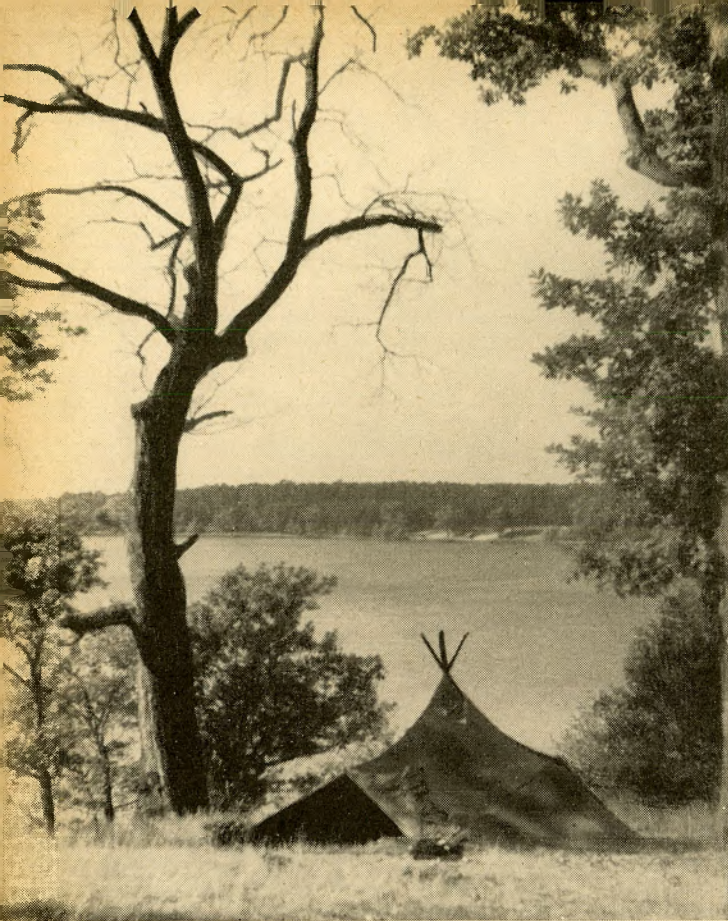
Riesige Holzflöße warten auf ihre Verarbeitung in den Papierfabriken und Sägemühlen



Zum Trocknen ausgespannte Rentierfelle

Mitten in den lappischen Wäldern haben Siedler aus dem Süden ihre neue Heimstatt errichtet. Vor den Häusern qualmt das Feuer unter den Töpfen mit Wäsche. Feuerungsmaterial ist Holz, das genügend vorhanden ist





Frühling am See in Finnland

Ein Würstchenstand leistete erste Hilfe. Die Würstchen kosten dort etwa nur ein Drittel von dem, was wir dafür bei uns bezahlen.

Bis zur Abfahrt des nächsten „postiautos“ nach Kuopio blieb uns noch eine Stunde Zeit. Da konnte man es mit dem Trampen ja noch einmal versuchen. Vielleicht kamen wir nun schneller fort.

Der Herr Baron

Plötzlich hielt ein Taxi. Ein Irrtum? Nein, der Mann auf dem Beifahrersitz bedeutete uns, einzusteigen. Schon nach wenigen Worten in gebrochenem Deutsch lud er uns ein, ihn auf sein Landhaus zu begleiten und dort einige Ferientage zu verbringen. Hm, das klang ja verlockend, doch die Flasche, aus der er und der Fahrer abwechselnd tranken, der Schnapsgeruch, das schwarze, unter einem schief im Genick sitzenden Strohhut hervorquellende Haar, die wulstigen Lippen und die dunklen, uns scharf musternden Augen in dem braungebrannten Gesicht unseres „Freundes“ mahnten zur Vorsicht. Dann bog der Skoda plötzlich von der Hauptstraße ab und fuhr mit hoher Geschwindigkeit auf einem schmalen Waldweg entlang. Wir forschten auf unserer Karte, kamen jedoch nicht klar. Die Richtung nach SSO auf Kuopio zu stimmte so ungefähr. Die beiden Männer unterhielten sich auf finnisch. Das konnte ja noch gut werden! Doch wofür hatten wir unsere lappländischen Holzfallermesser?

Es löste sich jedoch alles in ein großes Wohlgefallen auf. Mit Verschleppung oder sonstigen Unannehmlichkeiten hatte unser neues Abenteuer nichts zu tun. Doch was uns noch alles bevorstand, konnten wir im Traum nicht ahnen. Einmal mußten wir mit einer Fähre übersetzen. Während der Wartezeit

kamen wir mit unserem noch zwielichtigen Gentleman angeregt ins Gespräch. Er stellte sich vor als Baron Harry Aminoff. Er war vor kurzem ein halbes Jahr in Brasilien gewesen, mochte die Deutschen besonders gern und hatte vor, am Abend in seinem Landhaus bei Pielavesi mit uns und einigen Freunden seinen 33. Geburtstag zu feiern; daher die Trinkerei. Er erzählte uns von seiner Jagdleidenschaft, seinen Hunden, dem Motorboot, der Haushälterin Ida und der Sauna, die direkt am Wasser stehen sollte. Und als wir etwa nach einer einstündigen Fahrt vor dem Landhaus hielten, waren wir schon gute Freunde. Harry — er wollte nicht, daß wir ihn mit „Herr Baron“ anredeten — war der beste Kerl der Welt. Er stammte nicht nur aus einem der ältesten finnischen Adelsgeschlechter, sondern gehörte auch zu den reichsten Männern des Landes. Sein Waldbesitz zählte allein 20 000 Morgen — einige tausend Morgen jedoch waren an Ostflüchtlinge aus den von den Russen besetzten Gebieten verpachtet. So machten es viele Großgrundbesitzer, und das Flüchtlingsproblem war auf ebenso schnelle wie befriedigende Weise gelöst. Glückliches Finnland!

Am Abend sprachen wir freilich nicht über solche ernste Probleme, sondern ließen mit zwei anderen jungen Finnen unseren Gastgeber zum soundsovielten Male hochleben, tranken einen erstklassigen Wein und aßen nach diesem anstrengenden Tag für zwei. Zur Feier des Tages gab es Krebse. Um möglichst rationell zu essen, d. h. schnell und doch die besten Stücke mitzubekommen, braucht man schon einige Erfahrung. Auch lernten wir einen männlichen Krebs von einem weiblichen zu unterscheiden. Die finnische Küche gefiel uns sehr. Man ißt viel Fleisch und Butter; zu allen Mahlzeiten gibt es Milch. Im übrigen ähnelt die Kost der einer gutbürgerlichen deutschen Küche. So wurde es spät; erst nach Mitternacht ging es auf unser Zimmer. Wir hatten Radio, Leselampen und je eine ordentliche Bettcouch.

„Mein Haus ist dein Haus!“

Am nächsten Morgen fingen unsere „Ferien vom Ich“ erst richtig an. Wir schliefen lange, sprangen bar jeder Hülle in den See, der im ersten Sonnenlicht lag, und ließen uns später von Ida das Frühstück servieren. Harry aß wenig; er rauchte ununterbrochen russische Zigaretten und trank viel — Liebeskummer. Das Mädchen seines Herzens war eine Bürgerliche, und bei einer solchen unstandesgemäßen Heirat fiel laut Testament sein bedeutendes Erbteil an seine Brüder. Eine solche Bestimmung ist in Finnland gewiß eine Ausnahme. Daher erklärte sich auch sein melancholisches Wesen. In seiner Lethargie wirkte er manchmal wie ein Geisteskranker; er schien uns zuzuhören, nickte mit dem Kopf, hatte aber in Wirklichkeit nichts verstanden. Hatte er doch des öfteren gesagt: „Mein Haus ist dein Haus.“ Erst später merkten wir, daß, wenn ein Finne so etwas sagt, er es völlig aufrichtig und phrasenlos meint. Als wir den Wunsch äußerten, mit dem Boot hinauszufahren, gab er uns seinen Landarbeiter mit, der mit uns fast eine Stunde lang über den See brauste. Hinterher warfen wir den Motor auf eigene Faust an, um noch einmal loszufahren. So taten wir den ganzen Tag nichts anderes als baden, in der Sonne aalen, essen, Schallplatten oder Radio hören, uns von Ramy, einem der jungen Freunde Harrys, in dessen Chevrolet die Gegend zeigen zu lassen, abermals baden und essen. Und abends ging es dann zum erstenmal in die Sauna. Wir hatten uns während der Trampfahrt schon wiederholt gefragt, was jenes kleine, dunkelrote

Häuschen, meist direkt am Ufer eines Sees gelegen, zu bedeuten hätte. Nun sollte sich das „Geheimnis des roten Häuschens“, wie wir es etwas poetisch genannt haben, lüften.

Das Geheimnis des roten Häuschens

Ohne Sauna kann der Finne nicht leben. Er baut oft zuerst die Sauna und dann das Wohnhaus. Der winzige Raum mit der an einer Wand aufgebauten, stufenförmigen Sitzbank war völlig verräuchert. Die Vorbereitungen, die Sauna herzurichten, dauern etwa 2—3 Stunden. Der Ofen — in unserem Falle eine bodenlose, oben offene Blechtonne — wird mit Holzscheiten angelegt, die nach etwa zwei Stunden Brand die auf ihnen liegenden Steine auf die gewünschte Temperatur gebracht haben. Es gibt eine trockene Sauna und eine Dampfsauna, wie wir sie hatten; dabei wird auf die nicht allzu stark erhitzten Steine von Zeit zu Zeit aus einem bereitstehenden Eimer kaltes Wasser gegossen. So kühlen die Steine zwar schneller ab, aber der im Augenblick erzeugte Dampf beißt in die Augen und treibt den Schweiß aus den Poren. Wir beschränkten uns auf eine Temperatur von 90 Grad. Ein schneller Sprung in den See erfrischte wieder und wusch den sonst schädlichen Schweiß vom Körper. So ging es mehrere Male hintereinander. Harry erzählte, daß viele Finnen im härtesten Winter sich ein Loch in das Eis des Sees schlagen, hineinspringen, zurück in die Sauna gehen

und dort eine Hitze bis zu 130 Grad aushalten. In diesen Tagen „badeten“ wir mehrmals Sauna. Jedesmal war es ein Erlebnis. Es ist auch ein wunderbares Gefühl, bar jeder Hülle nachts in einem See zu treiben. Die Wälder stehen dunkel ringsum, und die Sterne leuchten am Himmel. Manchmal sieht man weitab vom Ufer ein Licht über den Wellen, dort wird mit einer langen Stange, an deren Ende eine Art Laterne befestigt ist, gefischt.

Der letzte Tag in Pielavesi sollte auch der schönste werden. Nachmittags waren wir von Ramy zum Kaffee eingeladen. Dort trafen wir Seppo, einen Arztsohn, der uns anschließend mit zu sich nahm. Seine Eltern waren zwar überrascht, doch die Freude, sich mit zwei jungen Deutschen unterhalten zu können, merkte man ihnen an. Alle waren so freundlich zu uns, daß wir es bald schon als selbstverständlich hinnahmen. Nachdem wir noch einmal Kaffee getrunken hatten, kletterten wir in das Motorboot, in dem neben Seppo und Ramy noch deren Freundinnen waren, und fuhren über eine halbe Stunde lang bis zu einer kleinen, direkt am Wasser gelegenen, wohnlich eingerichteten Blockhütte. Wir badeten, sonnt uns in der Hängematte und fuhren dann zum Fischen noch mal auf den See hinaus. Es war einfach herrlich, so ruhig auf dem langsam im Kreise treibenden Boot zu hocken, auf das Dippen des Schwimmers zu achten und an nichts zu denken. Zwei mittelschwere Brocken zogen wir aus dem Wasser; der einzige, der kein Glück hatte, war ich.

In der Blockhütte unterhielten wir uns, wie sich eben nur junge Menschen unterhalten können. Finnisch,

Lappenkinder



Deutsch und Englisch wurde durcheinandergesprochen, Witze erzählt, Eigenarten deutscher und finnischer Liebeserklärungen erörtert usw. Selten haben wir so auf der Fahrt gelacht wie an jenem gemütlichen Abend. Hier lernten wir die ersten positiven finnischen Sprachkenntnisse, die Zahlen von 1 bis 1000, die wichtigsten Redewendungen, und das „Ich liebe dich“ auf finnisch. Der kluge Mann baut vor, so dachten wir! Ob es noch mal zur Anwendung kam? Die Mädchen konnten sich nicht darüber beruhigen, daß es uns anscheinend nicht möglich war, ihren Namen mit dem richtigen, etwas harten, finnischen Akzent auszusprechen.

Überhaupt die finnische Sprache! Seppo, der Sprachen und finnische Geschichte an der Staatsuniversität zu Helsinki studierte, hielt uns darüber einen kurzen Vortrag. Das Finnische ist, ebenso wie das Baskische, mit keiner anderen europäischen Sprache, außer der ungarischen, verwandt: es gehört zum finnisch-ugrischen Sprachstamm. Gleichen sich das Schwedische, Englisch-Deutsche sowie das Spanische, Französisch-Italienische dank ihrer gemeinsamen Herkunft aus dem gemeinsamen Sprachstamm des Germanischen bzw. Romanischen, so ist das Finnische mit keiner dieser Sprachen zu vergleichen. Es ist neben dem Chinesischen eine der schwersten Sprachen der Welt. Man unterscheidet allein 15 Fälle. Die Präpositionen nach, von, zu, bis werden in Form von Endungen an das Wort angehängt. Die Fremdwörter sind leicht zu erkennen. Man hängt einfach ein „i“ an. So heißt es z. B.: Apteeki, posti, poliisi, hotelli, bankki. Groß geschrieben werden nur Orts- und Eigennamen und Wörter am Satzanfang. Wie Seppo sagte, sprechen und schreiben nur wenige der vier Millionen Finnen fehlerfrei.

Während dieser Stunden erfuhren wir auch etwas über die Geschichte des Landes, durch das wir reisten. Ebenso bekamen wir eine Erklärung für die Abneigung, die zwischen Finnen und Schweden besteht — ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Irland und England.

Die Finnen, die sich um Turku, die alte finnische Hauptstadt, angesiedelt hatten, benötigten im 12. Jahrhundert die Hilfe Schwedens, um sich gegen heidnische Aufstände im Osten des Landes zu verteidigen. Ende des 13. Jahrhunderts wurde Finnland dann gänzlich ein Bestandteil des schwedischen Reiches. Fast sechs Jahrhunderte lang stand Finnland so mehr oder weniger unter der Herrschaft der Schweden. In den Kriegen und Feldzügen schwedischer Herrscher mußten Finnen ihr Leben lassen;

sie waren oft nichts anderes als ein billiges Kanonenfutter. Ein Teil dieser Abneigung mag darin begründet liegen, daß die besonders im Süden des Landes ansässigen Schweden die Hauptrolle in Wirtschaft und Handel führen. Der eigentliche Grund aber ist der, daß die Finnen, obwohl selbst auf einem hohen Lebensstandard stehend, dieses satte und sorglose Dahinleben ihrer Nachbarn, die seit vielen Jahrzehnten nichts mehr von der Not und Gefahr eines Krieges gespürt haben und deren Jugend verweichlicht ist, verachten.

Wir hörten auch, daß die finnischen Frauen — vor allen anderen in Europa — volle politische Rechte erhielten und daß Finnland als eines der ersten Länder den Achtstundentag einführte.

Bei dieser Unterhaltung in der Blockhütte der Kolehmainen war es schon spät geworden. So hatten wir nicht nur ein neues Erlebnis mit der Natur und der so reizvollen finnischen Landschaft gehabt, sondern auch manches Neue über dieses eigenartige Land erfahren.

Zurück verlief die Fahrt schweigend, bis auf ein oder zwei finnische Lieder, die die Mädchen leise vor sich hinsangen. Die schwarzen Wälder glitten vorüber, und das Mondlicht lag auf den Wellen. Finnland, Land der Wälder, Land der Seen! Eindrücke wie diese bleiben ein Leben lang.

Hätten wir alle Einladungen unserer neuen Freunde befolgt, so hätten wir noch Wochen in Pielavesi bleiben können. Doch da unsere Ferien ja auch nicht ewig dauerten, hieß es Abschied nehmen. Harry bestand darauf, uns mit dem Taxi 85 Kilometer bis Kuopio bringen zu lassen. Das macht im ganzen 170 Kilometer Taxifahrt! Wie ich vorher schon erwähnte, sollte unsere Glückssträhne erst abreißen, als wir finnischen Boden verließen.

In Kuopio angekommen, holten wir zuerst die Lambretta ab. Bis zur nächsten Tankstelle mußten wir schieben, aber dann ging es wieder wie in alten Tagen. Nun waren wir nicht mehr „Seemänner auf Landurlaub“.

Der Tanz im Pavillon

Abends trafen wir, wie verabredet, unsere Freunde aus Pielavesi wieder, die die weite Fahrt zum Tanzen nicht gescheut hatten. Mit der Fähre ging es hinüber zu einem idyllisch gelegenen Tanzpavillon auf der Insel Rönö. Man zahlt nur einmal, wenn man zum erstenmal die Tanzfläche betritt. In Schweden hingegen zahlt man jedesmal, d. h. für je zwei Tänze, 25 Ore je Paar. Doch es gibt weder Tische noch Getränke. Die Mädchen standen bis zu drei Gliedern tief gestaffelt — in halbkreisförmiger Formation — an der Peripherie der kreisrunden Tanzfläche. Ihnen gegenüber, ebenso in mehreren Gliedern, die Jungen. Zwei „Fronten“, nur nicht so feindlich. Setzte die Musik ein, so sah man manche Burschen bis in die hinterste Reihe der Mädchen hindurchstoßen, um der Erwählten auf die Schulter zu tippen, und nachdem so einer Verbeugung — bei diesem schnellen Angriff ja auch gar nicht möglich — aus dem Wege gegangen war, konnte der Tanz beginnen. Die Sitten waren rau, aber herzlich, wie es schien. Das Erstaunlichste an der ganzen Sache war jedoch, daß nach dem Tanz die Mädchen sich genau wieder auf denselben Platz stellten, auf dem sie vorher gestanden hatten.

In Finnland ist das Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen viel freier. Man stellt die Freundin — der Ausdruck sei mir verziehen — nach dem ersten gemeinsamen Tanz an der weiblichen Front ab, tanzt mit jeder anderen, und weiß doch genau, daß, wenn

Finnische Arbeiter



man schnell genug ist, sein Mädchen immer dort wiederfinden kann, wo es zuerst gestanden hat. Sitzgelegenheit gab es kaum; man steht, oder geht während der Pausen in den Wald. Es wurde viel Tango gespielt und wenig Walzer. Einen Boogie-Woogie gab es auch nicht, höchstens einen schnellen Foxtrott.

Um 24 Uhr packte die Kapelle ein, und wir erreichten gerade noch das letzte Fährboot, um bald darauf Ramy und den beiden Mädchen endgültig Lebewohl zu sagen. Heinz zog in trauter Zweisamkeit los, um Kuopio bei Nacht kennenzulernen, und ebenso erging es mir. Da mein Mädchen vielleicht fünf Worte Deutsch und zehn Worte Englisch sprach und ich ebenso viele finnische, machten wir uns um eine Unterhaltung keine Sorgen. Gibt es nicht in diesen Fällen noch eine andere Sprache? Wenn man schon so viel von einer Völkerverständigung in der heutigen Zeit spricht, so haben wir gewiß unseren Teil dazu beigetragen.

Sonntag früh eilten wir zur Anlegestelle der Boote der „Finnischen Zentral-Linie“. Die Seefahrt von Kuopio bis Savonlinna hatte man uns sehr empfohlen. Und etwas bereue ich bis heute noch: diese einen Tag dauernde Fahrt durch von Wäldern eingefasste Kanäle und Seen nicht mitgemacht zu haben. Da das Schiff erst am nächsten Morgen fahren sollte, beschloß ich, eine katholische Kirche aufzusuchen. Hatte jedoch damit kein Glück, da die Bevölkerung zu 96 v. H. lutherisch ist.

Als wir Kuopio, wo einige der besten Skispringer der Welt zu Hause sind, verlassen wollten, bemerkten wir einen Lastwagen, um den eine Menge lustiger Jungen und Mädchen herumstanden, unter ihnen unser Freund Seppo. Es sollte zu einem Schwimmwettkampf nach Varkaus gehen. Und da die Stadt an unserem Wege lag, wollten wir uns dieses Schauspiel nicht entgehen lassen. Der Name Varkaus bedeutet Diebstahl; ein für finnische Verhältnisse gewiß eigenartiger Name. Woher die Stadt diese Bezeichnung erhielt, konnten wir nicht erfahren. Als wir Varkaus am späten Nachmittag verließen, hatten wir uns auch von unserem letzten Freund aus Pielavesi verabschiedet.

In Savonlinna

Wir fragten hier nach der Jugendherberge; man schickte uns hierhin und dorthin. Endlich erwischten wir zwei Mädchen, die etwas Deutsch und Englisch sprachen. Wir erfuhren, daß die Jugendherberge in einer Schule untergebracht wäre, und diese Schule würde am nächsten Tag wieder anfangen. Da die Ferien in Finnland wegen der kurzen Sommerzeit früher beginnen, hören sie auch früher wieder auf. Das leuchtete uns ein, also zelteten wir. Und in den nordischen Ländern, besonders in Finnland, kann man es wagen, wenn man sich nicht gerade einen übelbeleumdeten Platz aussucht, das Zelt mit dem ganzen Gepäck stundenlang allein zu lassen. Und wie reizend das Zelten ist, weiß jeder, der es schon einmal gemacht hat. Wir entdeckten eine Insel, die durch einen langen Holzdamn mit dem Hauptteil der Stadt verbunden war. Eine wunderbare Badegelegenheit, wie wir am nächsten Morgen feststellten. Auch befand sich das alte unbenutzte Badehaus der Grafen von Savo auf diesem idyllischen, mit Hochwald bestandenen Eiland.

Natürlich besichtigten wir die Burg Olavinlinna. Die Burg des als Schutzpatron verehrten Heiligen Olafs. Hierbei gab uns ein eigenartiges Erlebnis zu denken.



In den nordwestfinnischen Gebieten liegen viele Sümpfe. Schmale Plade führen hindurch, nur den Einheimischen bekannt. Ein Schritt abseits bedeutet vielleicht den Tod

Mit uns im Fährboot, das uns zu der Wasserburg hinübertrug, befanden sich zwei Jungen, von denen der ältere noch keine 14 Jahre alt sein mochte, die sich über uns zu unterhalten schienen. Als wir nach dem Aussteigen dem Fährmann seinen Lohn geben wollten — die Besichtigung der Burg war im Fährpreis einbegriffen —, bedeutete er uns, daß die zwei Jungen schon für uns bezahlt hätten. Als wir den Jungen dafür danken wollten, winkte der ältere mit einer bescheidenen Geste ab und verschwand mit dem kleinen durch die hohe Eingangspforte der Burg. Wir glaubten zuerst an einen Irrtum, doch in der abwehrenden Gebärde des Jungen lag etwas, das uns verstummen ließ. Doch nicht genug der Freundlichkeit. Ein reizendes Mädchen brachte uns durch einige sonst wenig benutzte Gänge auf dem kürzesten Wege der Führung nach, andernfalls hätten wir fast drei Viertel Stunden warten müssen.

Ich habe schon viele Führungen auf meinen Reisen mitgemacht, doch noch nie traf ich auf einen so herzlich und freundlich belehrenden Ton wie bei dieser Studentin, die all das, was sie ihren Landsleuten vorher erzählt hatte, uns mit einigen lustigen Sprachfehlern übersetzte. Es ist wahrhaft ein Unterschied, von wem und wie man so etwas vorgesetzt bekommt. Ob es ein festangestellter Mann in strenger Uniform ist, der sich selbst bei seinen seit Jahren gleichbleibenden Erklärungen und immer denselben Witzen langweilt, oder ob es ein nettes Mädchen ist, das die Geschichte seines Landes studiert und so in anmutiger Weise vor dem Besucher die Vergangenheit neu erstehen läßt.

Es gibt nur vier oder fünf Burgen in Finnland. Eben-
sowenig wie eine besondere Art der Eberesche, die,
aus der Mauer des inneren Burghofes emporwachsend,
aus dem Herzen des letzten, aus Liebe verstorbenen
und dort eingemauerten schwedischen Burgfräuleins
entsprungen sein soll. So war auch diese Burg, wie
so viele des Mittelalters, von mancher Sage um-
wittert.

Als wir uns von unserer Führerin verabschiedet
hatten, ging es in schnellem Tempo auf die russische
Grenze zu. Hatten wir uns doch vorgenommen, nun
möglichst bald in Helsinki einzutreffen. Wir fuhren
jetzt mitten durch das Seengebiet von Südostfinn-
land, das größte Europas, und überquerten dabei die
7 km lange und manchmal nur wenige Meter breite
Landenge von Punkaharju und bewunderten den un-
beschreiblichen und immer wieder neuen Reiz der
finnischen Landschaft. Unsere Erwartungen, die wir
in diesen schönsten Teil des Landes gesetzt hatten,
wurden weit übertroffen.

Im Niemandsland

Kurz hinter Parikkala erregte ein Warnschild mit
einer großen roten Hand unsere Aufmerksamkeit.
Wir überquerten die Straße und lasen, daß das Be-
treten des Niemandslandes nur mit einer besonderen
Erlaubnis gestattet sei. Doch ein wenig in das Land
hineingehen mußten wir natürlich, und in dem Be-
wußtsein, schon mal nach Rußland hineingeschaut zu
haben, schwangen wir uns wieder auf die Maschine.
Wir fuhren fast noch eine halbe Stunde an der Grenze
entlang, bogen dann nach Westen ab und erreichten
am Abend Lappeenranta.

Hier hatten wir mit der Jugendherberge mehr Glück.
Zwar war auch sie in einer Schule untergebracht,
doch lag sie in dem großen modernen Gebäude, un-
abhängig von den Unterrichtsräumen. Der Über-
nachtungspreis liegt, wie in allen anderen skandina-
vischen Ländern, weit höher als in Deutschland; wir
zahlten etwa 1,70 DM. Eine Küche gab es, ebenso
wie in den anderen Herbergen in Schweden und Nor-
wegen, nicht. Wir beschlossen daher, uns in der Stadt
umzusehen. Als wir vor einem Kino standen, aus
dem die Besucher der Spätvorstellung herausströmten,
sprach uns ein junger Mann an, der uns nach kurzem
Gespräch in ein Café einlud. Er war Deutscher und
schon drei Jahre als Optiker und rechte Hand des
Inhabers in dem führenden Geschäft am Platze. Er
zeigte uns die Schaufenster, in denen zum größten
Teil Brillen und optische Meßgeräte deutschen Fabri-
kates lagen.

Anschließend verbrachten wir noch eine gemütliche
Stunde in einer Art Café-Bar, unterhielten uns über
TB, trustfreies Benzin, das in einem Dreiecksabkom-
men von Amerika bezahlt, von Rußland aber gelie-
fert wird. Auf unserer Weiterreise nach Helsinki
tankten wir es zum ersten und letzten Male. Es war
das schlechteste Zeug, das ich je gefahren habe.
Der Optiker erzählte etwas über die Arbeitsmög-
lichkeiten in Finnland. Viele Ausländer seien schon
wegen des guten Lohnes ins Land gekommen, und
wenn wir einige Tage arbeiten wollten, um die Reise-
kasse wieder aufzufüllen, so könne er uns die An-
schrift eines Generaldirektors in Helsinki geben.
Landsleute sollten sich helfen, besonders im Aus-
land! Mit der Adresse in der Tasche kehrten wir zur
Herberge zurück. Durch ein vorher offengelassenes
Fenster stiegen wir ein und verbrachten im wohligen
Schlaf unsere erste Nacht in einer finnischen Jugend-
herberge.

Helsinki

Etwa 20 km vor der neuen Hauptstadt — bis 1812
war Turku an der Südwestküste der politische und
kulturelle Mittelpunkt des Landes — befuhren wir
die erste Betonstraße Finnlands.

In Helsinki sollten wir noch einmal die Gastfreund-
lichkeit der Finnen erfahren. Wie es dazu kam? Von
meiner amerikanischen Schreibfreundin kannte ich
die Adresse eines jungen Finnen, der mit ihrer Schul-
kameradin korrespondierte. Ich hatte ihm von Stock-
holm geschrieben, wer wir sind, und gleichzeitig um
Unterkunft gebeten. Zwar war, als wir ankamen,
Olavi in einem Basketballtrainingslager und sollte
erst am nächsten Tag zurückkommen, was uns jedoch
nicht hinderte, mit den Eltern in Kontakt zu kommen.
Bis der per Telefon herbeigerufene Freund Olavis
dolmetschen konnte — Telefon ist in Helsinki sehr
verbreitet und wird keineswegs als Luxus betrach-
tet —, zeigte uns Herr Virtanen Urkunden und
Pokale, die er als Ringer der finnischen National-
staffel gewonnen hatte. Im ganzen sollten es fast
500 Preise sein. Stolz erzählte er in gebrochenem
Deutsch von seinen schönsten Erfolgen: der Bronze-
medaille bei der Olympiade 1936 in Berlin und der
zweifachen Europameisterschaft im Weltergewicht.
Es war das erste Mal, daß ich eine Olympiamedaille
in die Hand nahm. Doch dessen nicht genug; drei
Nächte sollten wir unter dem Dach eines Olympia-
siegere schlafen. Wie der Freund später übersetzte,
war schon ein Zimmer für uns vorbereitet.

Den nächsten Morgen, bis zur Rückkehr Olavis, ver-
brachten wir mit „sight-seeing“. Zuerst wohnten wir
im finnischen Reichstag der Zusammenkunft europä-
ischer Parlamentarier bei. Von der Rede des Franzo-
sen verstanden wir den Sinn, von der Rede des nach
ihm sprechenden Russen jedoch kein Wort. Als unsere
Delegierten immer noch nicht sprachen, verließen wir
das imposante Gebäude, um den Botanischen Garten
der Universität aufzusuchen. Das war etwas für den
Blumenfreund Heinz. Anschließend fuhren wir in die
Stadt, um unser Glück beim Verkauf einer Retina-
Kamera zu versuchen, da man uns manches über die
guten Absatzmöglichkeiten deutscher Fotoapparate
erzählt hatte. Es stimmt, daß die Apparate bis zu
30 Prozent teurer sind als bei uns, aber bieten woll-
ten die Fotoläden nicht viel. Wieder eine Seifenblase
geplatzt! So ist es oft, wenn man etwas Erzähltes
selbst nachprüft. In der Stadt fallen neben dem
starken und schnellen Verkehr die gutangezogenen
Menschen auf. Man sieht viele russische Wagen,
tschechische und deutsche Fabrikate, besonders häufig
ist der IFA, der ostzonale DKW. Es herrscht nicht
die Eleganz vor wie in Stockholm, doch kann man
an den Kleidern den hohen Lebensstandard des Landes
ablesen. Die Menschen machen einen, wenn auch viel-
leicht etwas scheuen, so doch keineswegs ängstlichen
Eindruck, wie man es wohl aus der nachbarlichen
Lage mit der UdSSR annehmen könnte. Denn der
Finne kennt den Schutz seines Landes: die unweg-
samen Wälder. Und wie unerbittlich und oft grausam
die Finnen kämpfen können, haben die Russen im
zum Teil als Partisanenkampf geführten Winterkrieg
1939 erfahren müssen.

Man hat vielmehr den Eindruck einer inneren Ruhe
und Zufriedenheit. Die Finnen vertrauen der eigenen
Kraft und wissen, daß es aus der oft dunklen Ge-
schichte des Landes immer wieder ins Helle geführt
hat, so sicher, wie nach den harten und langen
Monaten des Winters der Sommer kommt. Das er-
klärt auch die Ausgelassenheit der finnischen Jugend
in dieser so schnell wieder entschwindenden Zeit.



Die Kathedrale in Helsinki

Auf „Linnanmäki“, zu deutsch Schloßberg, wie der in den Sommermonaten ständig geöffnete Vergnügungspark heißt, sind Tanzdielen, Achterbahn und Raketen ständig gefüllt. Obwohl dieses „Tivoli von Helsinki“ nicht mit dem Original in Kopenhagen konkurrieren kann, hielten es Olavi und sein Freund für ihre Pflicht, uns den „Schloßberg“ zu zeigen. Eine Schaubude interessierte uns besonders. Die Finnen kannten diese von uns aus betrachtete Sensation schon und blieben draußen. Es waren dort zwei reichlich dürrig bekleidete Mädchen zu sehen, die auf einem horizontal an der Rückwand angebrachten Brett saßen. Hatte man das Glück, mit den für den Ein-

trittspreis bekommenen sechs Bällen den vor einem Drahtgitter angebrachten Kontakt zu treffen, so fiel das Mädchen mit Gekreisch in das unter ihm befindliche Wasserbassin. Wir hatten schon viel erlebt auf der Fahrt, dies aber war etwas ganz Neues. Eine solche Schaustellung wäre in den Ländern des Südens unmöglich. Und was das Aussehen der finnischen Mädchen betrifft, so konnten wir verstehen, warum es dreimal einer Finnin gelang, Miß Universum zu werden. Wenn auch, wie unsere Freunde lächelnd zugaben, es 1952, als die Olympiade nach Helsinki verlegt wurde, die Wahl der Schönheitskönigin vielleicht nicht ganz objektiv zugegangen ist.



Platz vor dem Hafen in Helsinki

Wir besuchten das Olympia-Stadion, vor dem das Denkmal Nurmis die finnische Jugend gemahnt, das Erbe einer großen Läufernation würdig fortzusetzen. Von dem dreiundzwanzig Stock hohen Aussichtsturm hat man einen wundervollen Blick auf das von drei Seiten vom Meer umgebene Helsinki. Auffallend sind die Kirchen, die oft auf einem von allen Seiten steil ansteigenden Hügel erbaut sind. Das Gelände der Stadt ist keineswegs flach, wie man es aus ihrer Lage am Wasser annehmen könnte. Wir bemerkten, daß jeder Balkon sowie das Dach des Olympiaturmes mit einem starken Eisengitter auf allen Seiten umgeben war. Olavi erzählte, daß, bevor man diese Schutzmaßnahmen ergriffen hätte, es ein „Turm der Selbstmörder“ gewesen sei.

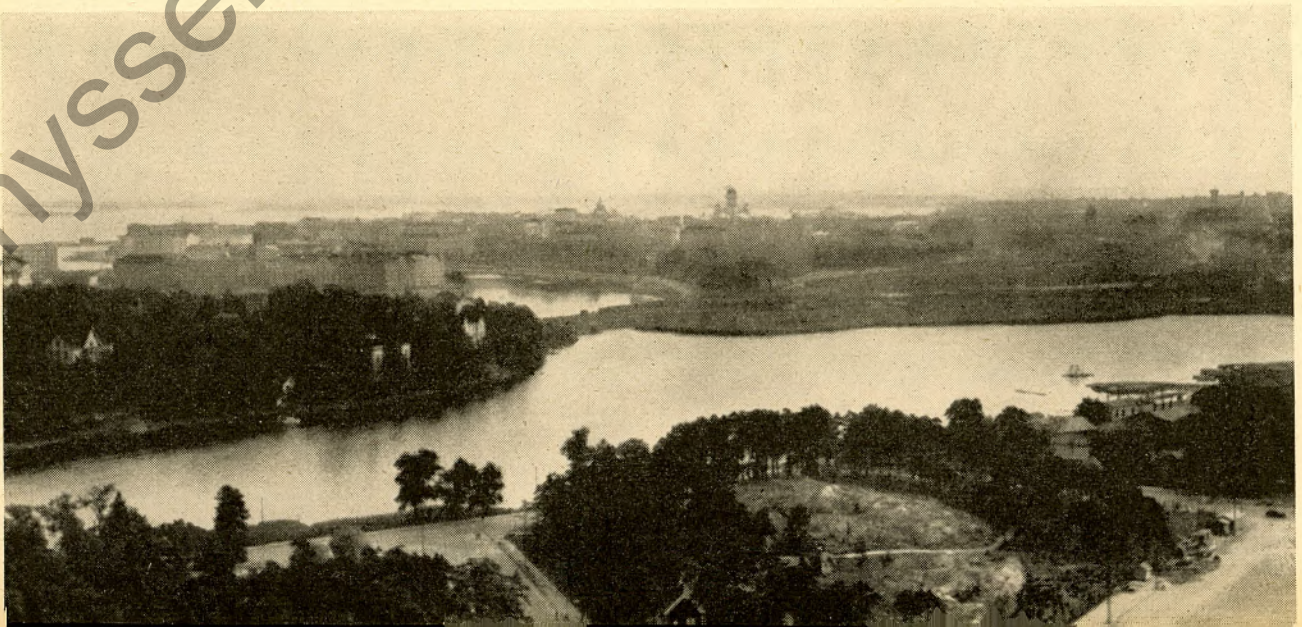
Mit Hilfe unserer Freunde kauften wir uns die Schiffskarten nach Stockholm und besichtigten anschließend noch das Olympische Dorf, das nun zu einem Wohnviertel außerhalb Helsinkis geworden ist. Wir sahen den Hafen, einige große Kaufhäuser, die Universität, besuchten die weithin leuchtende Kathedrale Helsinkis, um dort auf dem Platz des Staats-

präsidenten einige Zeit zu verweilen. Anschließend besuchten wir den Ehrenfriedhof mit dem Grab Mannerheims.

Dann schlug für uns die Stunde des Abschieds. Einige nette Geschenke Olavis waren schon im Gepäck verstaut, und wir konnten der Familie Virtanen nur herzlichst danken für eine so gastliche Aufnahme. Um 15 Uhr OEZ legte das schwedische Schiff „Birger Jarl“ vom Kai ab, um uns nach zwanzigstündiger Fahrt in Stockholm wieder an Land zu setzen. Befindet man sich auf einem schwedischen Schiff, so steht man auf schwedischem Boden. Wir drehten also unsere Uhren eine Stunde zurück und kamen damit der Heimat schon einen Schritt näher. Die Häuser und Türme Helsinkis wurden kleiner und kleiner. Wir verließen ein Land, dessen Wälder, Seen und Menschen und dessen unberührte Einsamkeit wir nicht vergessen werden. Und während wir so standen und schauten, mit ein wenig Wehmut im Herzen, versank am Horizont, jenseits der silbernen Wellen, das Land.

Willi Rütten

Blick auf die Seen in Helsinki vom Turm des Stadions





Unteruhldingen am Bodensee, Pfahlbauten

In Unteruhldingen am Bodensee, unweit von Meersburg, befinden sich in einer geschützten Bucht neu-erstandene Pfahlbauten. Es handelt sich um ein kultur-geschichtliches Freimuseum seltener Art, das uns über die Siedlungsweise unserer Vorfahren aus grauester Vorzeit Auskunft gibt.

Wer hier entlang des Bodensees wandert, wird hier und da noch viele Pfahlreste finden. Durch genaue Nachforschungen wurden nicht weniger als 43 stein-zeitliche und zwölf bronzezeitliche Pfahlbauten bis jetzt an den Ufern des Bodensees, diesem wichtigen alten Siedlungsraum, festgestellt. Erstaunliche Erge-bnisse erbrachten die Nachforschungen, so daß wir heute eine genaue Vorstellung von dem Leben der Pfahl-bauer haben, deren Kultur etwa in die Zeit zwischen 2000 und 800 Jahre vor Christi einzusetzen ist.

In unserer zivilisierten Welt fragen sich die Menschen, warum überhaupt früher im Wasser gesiedelt wurde. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Zunächst gaben die Pfahlbauten erhöhten Schutz gegen Feinde und wilde Tiere. Dann waren sie gesünder als die dama-ligen Landsiedlungen. Allen Abfall der Bewohner von Pfahlbauten wurde in den See geworfen; die Woh-nungshygiene war damit am einfachsten gelöst. Über-reste alter Pfahlbauten an Seen und Sümpfen finden wir vom Balkan bis nach Ungarn hinein. Ebenso zu beiden Seiten der Alpen bis nach Savoyen, die meisten aber in den Seen und Sümpfen des nördlichen Alpen-vorlandes.

Außer diesen Pfahlbauten aus grauester Vorzeit gibt es heute noch in den meisten außereuropäischen Län-dern Ansiedlungen im Wasser. So sind die Seedörfer auf Sumatra bekannt, in denen die Eingeborenen Schutz vor den Tigern suchen. Die Indianer in Vene-zuela bauten ihre Wohnungen ins Wasser, um dort besseren Schutz gegen die Moskitos zu finden.

Von den Pfahlbauten der europäischen Vergangenheit aber sind die am Bodensee die aufschlußreichsten. Die besonders ergiebigen Siedlungsfunde bei Unteruhl-dingen waren der Anlaß zur Schaffung eines einzig-artigen Freilichtmuseums. Eine ganze Reihe von Häu-sern wurde in sorgfältiger und gewissenhafter Arbeit

rekonstruiert. Wer dieses Pfahlbaumuseum einmal be-sucht, wird eine Vorstellung davon erhalten, wie unsere Vorfahren in der Stein- und Bronzezeit einmal gelebt haben.

Aus der Art der Anlage von Pfahlbausiedlungen ist deutlich erkennbar, daß geschützte Buchten bevorzugte Siedlungsplätze waren. Die nahe gelegenen Uferwälder lieferten in ausreichendem Maße dazu das Holz. Die Stämme zu einem Rost für den Pfahlbau wurden mit der Steinaxt gefällt und behauen und dann zugespitzt. Das Einrammen der Pfähle war eine schwere Arbeit. Die festgerammten Pfähle wurden durch Schlamm-platten gegen das Einsinken gesichert. Durch Quer-balken wurden sie zu einem festen Rost verbunden, der dann einen sicheren Grund zum Bau des Holz-hauses abgab. So entstand Siedlung um Siedlung. Ihre Bewohner waren Jäger und Fischer, Ackerbauer und Viehzüchter.

Ein hoher Kulturstand zeichnete die Pfahlbaubewohner der Bronzezeit aus. Das verraten uns die Bronzegefäße und die wertvolle Keramik, die wir in den Häusern finden. Auch die Frauen der Pfahlbauer wußten sich zu schmücken. Das aus gewebtem Flachs angefertigte tunikaartige Gewand war gemustert, mit Fransen ver-ziert und auch manchmal rot oder gelb gefärbt. Es wurde mit einer schönen Fibel oder mit überraschend reichverzierten Knöpfen aus Hirschhorn geschlossen. Armspiralen, Spangen, Hals- und Fußringe aus Bronze vollendeten den Feiertagsschmuck der Frauen. Sie verstanden es auch damals schon, sich schön zu machen. Nicht nur Frisierkämme und Aufsteckkämme wurden gefunden, sondern auch Haarnetze und kunstvoller Haarschmuck. Die Männer stutzten sich mit Bronze-rasiermessern die Bärte.

Immer überrascht die Tatsache, wie kunstvoll die Ge-räte gefertigt waren. Sie dienten nicht nur dem Ge-brauch, sondern sollten auch den Sinn für Schönheit ansprechen. In einem der Pfahlbauten befindet sich ein großes Tongefäß, das mindestens 3000 Jahre alt ist. Es ist das größte aus dieser Epoche erhaltene Ge-fäß.

K. W.

Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Große Klage unsrer Tage,
und ein jeder plagt sich bloß
mit der „Nervus-Rerum“-Frage:
Wo blieb wieder mal das „Moos“?
Frauen jammern, Männer wettern:
Abermals die Kasse leer!
Frauen sagen: Preise klettern!
Männer meinen: Rechne mehr!
Friede kann im Heim nicht sprießen,
wo das Glück weicht Zank und Streit.
Vater muß den Zorn begießen,
Mutter weint vor Herzeleid.
Leider bringt das keinen Segen!
Höchstens Schulden! — Doch vielleicht
könnten beide überlegen,
wie man mit dem Geld ausreicht!

Ja, drei Tage vor dem Ersten
Ist es mit dem Geld am schwersten!

Trotzdem: Wenn uns Sorgen zwicken
(und wem fällt schon alles leicht?),
ist es gut, auf das zu blicken,
was zum Vorteil uns gereicht!
Daß die Hütte, beispielsweise,
hoch im Kurs steht, ist doch schön!
Mancher macht 'ne lange Reise,
unser Werk sich anzusehn!
Groß ist ihr Besuch gewesen.
Und woher der Gäste Flut
kam — das einmal nachzulesen,
ist recht ratsam und recht gut!
Alle stolz wir drauf sein könnten.
Jeder hört es aufmerksam,
daß aus allen Kontinenten
solche Schar an Gästen kam!

Unsrer Hütte guter Ruf
wichtige Kontakte schuf.

Hüttenkieker sagt: Potztausend!
Er staunt über den Elan,
mit dem weit mehr als zweitausend
ihre Meinung kundgetan
zu der aufgeworfenen Frage,
wie die Werkzeitschrift gefällt,
damit künftig alle Tage
werd' der richtige Stoff gewählt.

O wie freut die Redaktion sich
und sagt hiermit allen Dank,
daß so viele ohne Lohn sich
äußerten so frei und frank!
Von den Lesern jeder Siebte
(doppelt wertvoll: manche Frau!)
sagte frei uns, was er liebte
und vermißte sehr genau.

Von dem, was ihr kritisiert,
unsere Werkschrift profitiert.

Aus dem Meinungstest wir wissen,
daß die Frauen Tag für Tag
stets in Sorge brennen müssen
vor des Unfalls Schicksalsschlag!
Die Statistik weiß zu sagen:
Vier- von fünfmal, wo das Leid
auf der Hütte zugeschlagen,
war der Grund — Leichtfertigkeit!
Darum spitzt stets eure Ohren,
schreibt's euch ins Gedächtnis gut:
Unfalltod hat dort verloren,
wo der Mensch ist auf der Hut!
Wer weitab mit den Gedanken
und verstört zur Arbeit geht,
zur Besinnung kommt im Kranken-
haus. — Was leider viel zu spät!

Wer sich und die Seinen liebt,
bei der Arbeit Obacht gibt!

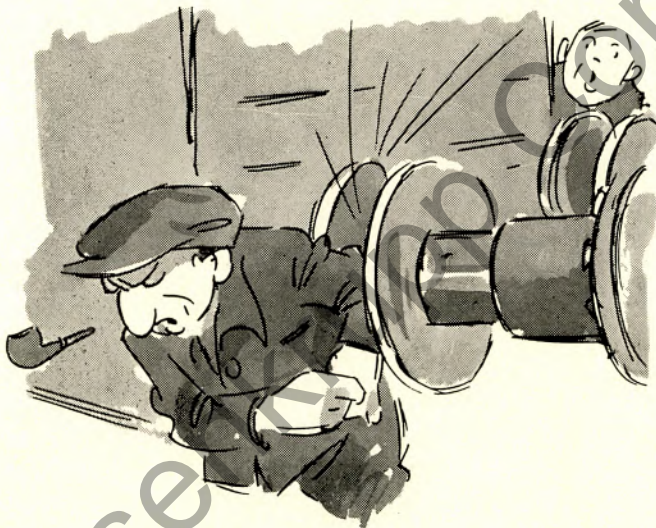
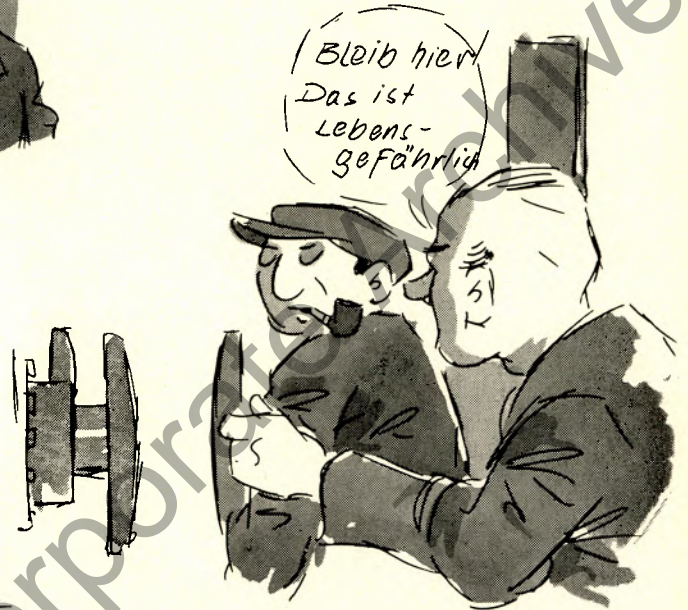
Für den Freund der weißen Bälle
(wenn er auch daneben haut)
tu ich kund an dieser Stelle:
Neues Klubhaus wird gebaut!
Tennispieler fühlen künftig
mehr denn je sich ganz zu Haus.
Schmetter auf den Plätzen zünftig,
„schmettern“ weiter im Klubhaus.
„Weißer Sport“ ist groß im Kommen!
Schnell wächst seiner Freunde Schar.
Hüttenkieker hat vernommen:
Mancher ging „ins Netz“ sogar!
Mancher Ball (nicht Mann) natürlich.
Drum ein Hoch dem weißen Sport,
der uns, nicht nur rein „figürlich“,
fesselnd reizt in einem fort!

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. — Adschuß, ihr Leut'!



LAPPES

AUSM MARTINWERK



Noch nie
was von Un-
fallvorschriften
gehört?



Der Fritz ist ein besonnener Mann
Tut seine Pflicht so gut er kann
Jedoch ist jedes Wort verloren
Er predigt hier nur tauben Ohren

Er hat mal wieder keine Zeit
Der eine Weg ist ihm zu weit
Drum laß dir sagen, überleg
Der beste ist der sichere Weg

H. Karius

WochenWoche 1956

thyssenkrupp Corporate Archive

ARBEITEN

ARBEITEN